

DER FAHRENDE SKOLAST

MITTEILUNGSBLATT DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERSCHAFT

3. Jahrgang, Nummer 4

Bolzen, im August 1955

Jahresabonnement 500 Lire

HOCHWÜRDEN JOSEF FERRARI

Während der Studententagung am Sittén veranstaltete die Südtiroler Hochschülerschaft eine mit Klammernmusik umrahmte Foyer am Gedenden an ihren unvergesslichen Förderer und Freund Hochwürden Josef Ferrari. Bei diesem Anlaß hielt Konrad Neulichiedi eine Gedankrede, die wir hier wiedergeben.

Die Red.

Kein Zweifel, je weiter er sich in der Zeit entfremdet, desto klarer wird uns sein Bild. Es ist hier nicht so, wie so manches Mal, daß sich die Konturen einer Gestalt verwischen, je weiter sie zeitlich zurücktritt. Und dabei machte es uns Hochw. Ferrari zu seinen Lebzeiten nicht leicht, ihn einseitlich und eindeutig zu sehen. Seine Gestalt barg Widersprüchliches, ein Gszillierendes an ihm konnte noch frappieren und verwirren. Der Tod hat hier Klarheit geschafft. Er hat hier konzentriert, hat Nebensächliches fallen gelassen, die Fäden eines Lebens entwirrt. Vielleicht daß das nur das Letzte vermag. Und das war hier am Werk gewesen. Und hatte dieses Leben zum Werk gelingen lassen.

Der Tod arbeitet nicht immer so. Manchmal troibt er ein Leben in die Wirnis hinein, nimmt ihm die Umrisse und die Klarheit, die es zuvor scheinbar besessen hat. Ist es zufällig, ist es Spiel, was der Tod mit seinen Gestalten macht, aus seinen Gestalten macht, bald in Konzentrierung und Zusammenfassung, bald in Verwischung und Zerstreuung? Ist es eine juristische, ist es eine ästhetische Wertung, die er da betreibt? Vielleicht könnte man einmal die Geschichte mit ihren Gestalten — denn Geschichte ist nur eine solche der Gestalten, also eine rein anthropologische — von diesem Standpunkt aus betrachten, eine Geschichte aus der Todesperspektive.

Und der Tod gehörte ins Leben Herrn Ferraris, er ist nicht mehr davon zu trennen. Aller Glanz und alle Not kommt diesem Leben, von seinem Ende her zu. Der Höhepunkt dieses Lebens liegt bereits sehr am Rande, in fast schon außerhalb, jenseits desselben.

Und dabei schien nichts davon solches anzudeuten, die Anläufe lagen ganz im Bescheidenen. Daraus hielt sich, hält sich aber einer nicht, für eine Berufung hat. Und die forst sich schon früh. Was heißt da auch Hindernis oder Schwierigkeit? Das Außen ist nichts, das Innen alles. Im Menschen-Innenraum vollstreckt sich Geschichte, waltet Freiheit, wird Gott geboren. Dort wird die Zeit überwunden und der Tod geleistet. Mitteil ist ja recht gut gesagt und der Gute davon ist allein des Fremdwort. Natur ist stets mehr als Natur und sie macht doch Sprünge und ihre Sprünge sind immer noch die erregendsten. So

war's auch bei ihm. Not focht ihn nicht an, jeder Mensch ist unaufhaltsam, nur weiß es nicht jeder. Also doch. Wissen ist Macht. Und Tugend.

Und dieses Wissen, es ist ein Wissen um eigene Freiheit, besaß er, sonst wäre er resigniert. Daß er dann dieses Wissen um Freiheit einspannte ins Gesetz und in ein strenges Gesetz, ist sein Ethos. Und das ist seine Sache.

Er hatte nicht viel von seiner Jugend die sich ihm verweigerte. Er kannte nicht des Schwebend-Fluktuerendes, das radikal Offene jedes frühen Aufbruchs. Er mußte früh, zu früh fertig sein. Alles drängte, die Zeit und das Gesetz. Aber seine Natur war zu stark, zu anpruchsvoll, als daß sie sich um ein so Wesentliches hätte bringen lassen. Er botte noch, er verlagerte die vorenthalte Jugendlichkeit in sein reifes Leben und wurde ein jugendlicher Mensch, war es sein Lebtag lang. Das spürte die Jugend und hing ihm an. So wurde er ein Mann der Jugend, der jungen Menschen, in deren Dienst er sein Leben steckte. Von da bekam er das Unkonventionelle, das Gedrängt-intensive, einen Leib weiß nicht wie erfüllten Ausdruck seiner Augen, von da kam ihm ein Hauch von Ferne und Fremdheit zu, die unstillbare Sehnsucht der immerwährende Aufbruch — ihn zog's ja selbst immer wieder in ferne Länder, in andere Kontinente —, von da ergab sich das Total vom Gewohnten und Gewöhnlichen, der Sprung vom Bekannten ins Unbekannte, meinetwegen vom Geographischen ins Metaphysische.

Das brachte etwas Spielerisches in seine Lebensstruktur, er liebt nicht ohne Grund das Spiel, ich spielte mit ihm Tonnis und kannte seine wache Präsenz, seine lebende Ambition; dem Leben blieb er kaum einen Ball schuldig.

Widerspiel, Widerspruch spielte da eine Rolle; er war ein potenter Mensch. Gegenständliches wohnte eng beieinander, er liebte das Leben und annte den Tod, frei war er und lebte nach dem Gesetz, er stand fest im Inneren und glaubte an das auch das Fließige noch Umgreifende. Das war so schon seit er und je, im Einzelnen wird's unwiderrufbar. Wie kommt du dazu, wie trägst du's, wie trägst du's aus? Wir entgehen nie und nirgends der Fixierung, alles besucht unsere Freiheit, wir sind also doch zur Freiheit verurteilt, zur Freiheit, alles in Bindendes, Einträger, in Unfreiheit zu überführen. Warum besitzen wir bloß eine Freiheit für jeweilig Präsentes? Wir hätten eine rückwärts, auf Vergangenes gewandte viel nötiger.

Hier Ferrari machte es sich nicht leicht, die Wirklichkeit ist auch nicht einfach, er war nicht aus einem Guss, ja ich glaube, es war ein schwieriges Reich, voll der Gefährdung des Wissenden. Und alles Wissen, alles Denken ist existen-

tiell, sonst ist es keines. Sage mir noch einer, alle Theorie sei grau, ich weiß mir nichts Lebendigeres und ich weiß mir nichts Gefühlicheres als Theorie, alle Revolutionen können und kommen aus ihr, aus der Idee, aus dem Geist, am Anfang war der Geist, das Wort, erst dann die Geschichte und die Fakten hinken nur nach und kritisieren, kompromittieren.

Josef Ferrari rettete sich vor diesem gefährlichen Satz der Dinge durch die Gewißheit, die religiöse Gewißheit, die Pascalsche Certitudo! (zu Pascal's Höhe er sich überhaupt sehr hingezogen), eine Certitudo, hinter die Pascal das Infinitesimale gesetzt hatte, also keine statische und starristische, sondern eine erkämpfte, erlebte, erlittene, erbetene, eine, die einem immer wieder abhandeln kommt und immer von neuem erbeten werden will, eine sehr problematische, nicht rational und von einer eigenen Logik. Ich fragte ihn einmal nach seiner Meinung über einen gemeinbaren Bekannten; er suchte noch, war die Antwort und meinte es ganz positiv. Noch auf dem Weg, unterwegs zu sein, war ihm nicht vorzüglich, verungesetzt, daß es nicht zum Selbstzweck wurde. Von hier aus, von seinem Glauben her ward ihm alle Ruhe geschenkt. Er, dem von seiner Konstitution her eher etwas Unruhiges, Flackerndes, nervös Dynamisches eignete, wurde ein Mann der Mitte, des Ausgleichs, des zielvollen Aufbaus. Angestrengte Selbstkontrolle wurde tägliches Arbeitspensum. Ungepannt in die Kraftfelder unerbittlicher Selbstdisziplin konnte Dynamik erst konstruktiv aktiv werden.

Und dies geschah nun ohne Ueberleistung, er war nicht einer von den Hartigen und Ueberbetulichen, er nahm sich Zeit, er hatte noch Zeit; Zeit fürs Leben, Zeit für den Tod.

Er erblüte mir einmal, ein Graphologe habe ihn für einen Architekten gehalten. Das hat sein Aufschlußreiches, Spiel mit den Möglichkeiten, Ordnungsprinzip, künstlerische Gewagtheit, das Projektiven, kompositorische Gleichgewichte, Beschränkung auf das konkrete Gegebene belichtet seine Situation, die gesellschaftliche wie die zoologische. Das umfaßt das Sprachliche wie das Pysische, Körper- und Satzbau (wie ist doch der Ausdruck! Ein hier beschäftigt); schon in seiner physischen Beschreibung war alles auf Regelmäßigkeit, auf Proportionalität aus, das fand man in seinen Händen, er war ein Aesthet, aber — so paradox es klingen mag — einer von Natur aus und nicht aus Ueberlegung; im Sprachlichen war's die klare, einprägende und dabei kunstvolle Gliederung, die selbst die des Persönlichen gab, das Autobiographische, denn wir alle, jeder einzelne, schreibt seine Bio-

ZUR PROBLEMATIK DER MODERNEN MUSIK

Von Henry Pleasants

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers drucken wir hier den Vortrag ab, den Herr Prof. Henry Pleasants von der amerikanischen Botschaft in Bonn bei den vorjährigen Meraner Hochschulwochen gehalten hat. Die Red.

Daß es eine Problematik der modernen Musik gibt, dazu eine äußerst schwierige, ist seit mindestens dreißig Jahren, jedem klar, der sich ernsthaft mit Musik zu befassen hat. Das Thema, so wie es für diesen Vortrag umgrenzt wurde, läßt mir die Freiheit, darüber zu sprechen, ohne an einen bestimmten Gesichtspunkt des Problems oder an eine vorher festgelegte Richtung gebunden zu sein.

Zunächst möchte ich vorschlagen, daß wir damit anfangen, das problematische Moment unseres Musiklebens zu identifizieren und präzisieren, das einen Vortrag „zur Problematik der modernen Musik“ angebracht erscheinen läßt. Probleme gibt es in Mengen, vor allem Probleme, die sich aus neuen Erscheinungen wie Radio, Fernsehen, Film und Langspielplatten entwickelt haben. So stellen zum Beispiel die Möglichkeiten der schnellen und leichten Kommunikation für die Pflege des ortsgebundenen Kulturlebens eine unverkennbare Gefahr dar. Die besten Künstler stehen überall und zu jeder Zeit zur Verfügung. Dies hat die Forderungen und Erwartungen der Zuhörer erhöht, die früher mit dem Zufrieden waren, was ihre eigene Gemeinschaft zu bieten hatte. Schnelligkeit und Leichtigkeit der Kom-

munikation haben auch für weniger Künstler eine unendlich größere Zuhörerschaft geschaffen, so daß die Zahl der erforderlichen erstklassigen Künstler zusammenschrankte, während die Konkurrenz unter den für die Elite der Welt in Frage kommenden Künstlern immer stärker wurde. Dazu muß gesagt werden, daß das Konzertleben, wie wir es in Amerika jetzt erleben, durch den Drang der Bevölkerung nach den Vororten und durch die Schwierigkeit des Autoparkens bedroht wird.

Aber solche Probleme mühe zu betrachten, heißt an der Oberfläche bleiben. Der Mensch will Musik haben. Wie er sie bekommt, ob im Konzert, Radio, Fernsehen, Film oder Langspielplatte, wird von soziologischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten bestimmt. Der ausführende Musiker muß sich den gegebenen Umständen anpassen, wie er es in früheren Zeiten immer getan hat. Das Grundproblem, das wir heute Abend untersuchen möchten, liegt anderswo. Der Mensch kann seine Musik haben, aber der Liebhaber der „ernsten“ oder „klassischen“ Musik hat heute keine ihm eigene.

Das Kernproblem ist die Tatsache: Ich nehme an, daß Sie alle mit mir darin einig sind, daß dies eine Tatsache ist — daß die Zuhörerschaft der heutigen ausgezeichneten Künstler eine Zuhörerschaft alter Musik ist — alte Musik, das heißt in dem Sinne daß sie nicht eine Musik von heute ist, und sogar kaum von gestern. Das Repertoire der symphonischen und der Kammermusik für deren Genau die heutigen Zuhörer ihr Geld

ausgeben, ist noch immer hauptsächlich das der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Keinem der zeitgemässischen Komponisten ist es gelungen, mit den österreichischen und deutschen Meistern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erfolgreich zu konkurrieren. Das heutige Orchestralpublikum liest fast ausschließlich die italienischen und deutschen Meisterwerke der gleichen Periode. Die letzte italienische Oper, die einen festen Platz im Repertoire eroberte, war „Turandot“ im Jahre 1922; aber auch „Turandot“ ist keine ernsthafte Konkurrenz für „La Bohème“ und „Madame Butterfly“, die von die Jahrhundertwende entstanden. Keine deutsche Oper hat den „Rosenkavalier“ verdrängt, der aus dem Jahre 1911 stammt. Natürlich behaupte ich nicht, daß es keine bemerkenswerten neuen Werke gegeben hätte, Werke, die einen gewissen Erfolg beim Publikum errangen, neben die Diskussionen ausgelöst, und sogar den Beifall der Kritik gefunden haben. Jedoch behaupte ich, daß keines dieser letztgenannten Werke über einen längeren Zeitraum dauernde Zugkraft auf das allgemeine Publikum der „ernsten“ Musik erwiesen hat. Der eine oder der andere unter Ihnen mag vielleicht die eine oder die andere Ausnahme aufzählen. Ich bezweifle aber, daß sie genügend beweiskräftig wäre, um die Stichhaltigkeit der Lage, wie ich sie geschildert habe, grundsätzlich in Frage zu stellen.

Man muß noch hinzufügen, daß es dazu gekommen ist, obwohl den zeitgenössischen Komponisten in einem Umfang Hilfe zuteil wird, von gütiger Nachsicht

HOCHWÜRDEN JOSEF FERRARI

graphie, auch wenn er sie nicht beschreibt.

Es nimmt nicht wunder, daß er zum Kulturpolitiker wurde, wenn man Kulturpolitik definiert weiß als Kombination von Repräsentanz und Aktion, als ein Zusammenwirken von Geist und Diplomatie. Das Ausbalancieren von effektiv erreichbarem und ideal Wünschenswerten, von Geist und Geschäft, Möglichkeit und Wirklichkeit verstand er wie nur wenige hierzulande, dabei bedeutete es für ihn keineswegs reine Spielerei, Spiegelscherei, dahinter stand vielmehr ein echtes, ernstes Anliegen, die kulturelle Not einer Volksgruppe. Die ist nicht zu beheben — er wußte das recht wohl — indem man andere dafür verantwortlich machte, sondern indem man bei sich selbst ansetzte, zuerst mit einer Gewissensforschung und dann mit der Tat. Und selbst wenn diese zum Scheitern verurteilt war (und sie war oft zum Scheitern verurteilt): nur nicht unbeweglich sein, nie nicht erstarren, nur nicht resignieren, immer Initiative entwickeln mit Sachkenntnis, Passion und Liberalität.

Das alles will zugleich besagen: sich endlich abgewöhnen, kulturelle Dinge als eine Frage der Lebensdekoration zu betrachten, nein, Kultur als Existenzfrage, als Frage unserer realen Existenz. Kulturpolitik identisch mit Realpolitik: soweit sollten wir's bringen. Und nirgends ist diese Identifizierung dringlicher und unumgänglicher als gerade

in unserer Lage. Bei ihm hnden wir den Ansatz dazu und es wäre schade, bliebe es bei diesem Ansatz.

Mit allem macht man Geschäfte, warum nicht auch mit Kultur, solange sie dabei nicht verraten wird; also endlich Geschäfte mit Kultur, wor dabei gewinnt, ist nur die Kultur.

Unsere Lokalpolitik kann nur eine Kulturpolitik sein, weil heutzutage nur mehr diese national ist, national im besten Sinne und sie darf es nur im besten Sinne sein. Im wirtschaftlichen, im sozialen Sektor ist das nationale Prinzip größtenteils hinfällig, zu einem Anachronismus geworden, ist dort Nivellierung (hier nicht im negativen Sinne), Generalisierung, Sozialisierung und eine solche ist internationaler Trumpf, so im kulturellen Bereich die Abhebung von Andersartigen, Differenzierung, Individualisierung, wie gesagt, das nationale Prinzip.

Herr Ferrari hatte hier seine Verdienste, erwarb sich hier seine größten Verdienste, hielt sich aber hier nicht auf, ging darin nicht auf. Seiner herrte anderes, ein Fremdes frag ihn fort. Der Tod warf seine Schatten voraus. Man sah an ihm nur das überlegen Sichere und konnte nicht das Fetter, das dahinter, darunter brannte, er wirkte er erschien zuweilen als Grandseigneur und war nur einer, der einsam litt. Er stand da und sprach und agierte und auf einmal ein Blick (nur selten fing man ihn auf), der ging über alles hinweg, oder

eine Gebärde, ganz plötzlich, die war von weh hergeholt. Die Frölichkeit kündigte sich an. Und einmal ist er da, der Tod, und ist nicht mehr wegzubringen. Er ist da, immer da, für Wochen da, für Monate da, jeden Tag, hier, dort, er ist die tägliche Not und der Freund, er ist die Tugend, die einzige, die man noch besitzt, und der Inhalt, er ist nur in allen Dingen und es gibt keinen Gedanken, der nicht ihm entstamme, er ist sich des Traums bemächtigt und des Morgengebets. Und alle Zeit gehört ihm. Tod heißt ja Zeitlichkeit. Was wäre Krankheit ohne Zeit, sie lebt nur aus der Zeit. Die Zeit, die kommt des Nachts und schleicht sich ein und schwemmt dich aus alles, müdes Menschenheit. Sie nimmt dir eins ums andere weg und dringt in alle Winkel. Du möchtest aufschreien und nach allen Uhren hangen und alle Uhren stehen heißen. Du rufst nach einem Spiegel und blickst hinein und siehst dann nur sie. Sie zehrt an allem, zehrt dich aus. Bald ist nichts mehr, was nicht ihr gehörte. Sie ist am Ziel. Herr, schenk mir die Zeit, nimm mir die Zeit, dein ist die Zeit.

Wer dieser letzten Zeit, Endzeit, entzinkt, ertrinkt den Tod, weil er den Bestand gewinnt, den ewigen Stand der Zeit, das ist die Ewigkeit.

Ich weiß nicht, wie man ihr entzinkt. Vielleicht kann man's auch gar nicht wissen. Einer hofft, einer glaubt's, ihm dessen wir gedonken, war der Glaube geblieben. Der Herr war bei ihm geblieben, als der Abend kam. Herr, bleibe auch bei uns, wenn der Abend kommt und der Tag sich neigt.

gar nicht zu reden, wie sie niemals denjenigen zuteil wurde, aus deren Werken sich das Standard-Repertoire immer noch zusammensetzt. Das Publikum beizumitteln, als ob es dem Komponisten gegenüber verpflichtet wäre, ihm wohlwollend Gehör zu schenken, statt daß sich der Komponist der Verpflichtung bewußt wäre, dem Publikum eine Freude zu bringen, wie es früher immer der Fall war. Manager und Intendanten haben Defizite in Kauf genommen; ausführende Künstler haben die Geduld ihrer Hörer auf die Probe gestellt — alles, damit unsere musikalische Gemeinde in Zukunft nicht angeklagt werden kann, die Komponisten ihrer Zeit nicht richtig geschätzt oder unterschätzt zu haben. Preise, Auszeichnungen und kostspielige Aufführungen haben den Komponisten den Weg geebnet. Und doch, mit dem besten Willen, ist es unserer musikalischen Gemeinde nicht möglich gewesen, die Musik ihrer eigenen Komponisten als die ihr eigene zu empfinden.

Sie werden mich jetzt sicher an die Unterstützung und Förderung erinnern, die eine Reihe von berühmten Komponisten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts durch königlichen Schutz und reiche Mäzene erhielten. Nun, einige hatten das Glück, andere nicht. Aber was alle gemeinsam hatten, war früher oder später der Erfolg bei einem verhältnismäßig großen Publikum. Die Zahl des Publikums mag nicht immer gleich gewesen sein, aber es war fast immer groß genug, daß man die Musik des Komponisten als repräsentativ für seine Kulturperiode bezeichnen kann. Auf jeden Fall hatte der Komponist Erfolg bei dem Publikum, das er ansprach. Oft hatte er diesen Erfolg trotz des Widerstandes der Kritiker; jedoch ist es das Publikum, nicht der Kritiker, das den Geschmack einer Kulturperiode bestimmt. Der Geschmack unseres eigenen Musiklebens, und ich spreche natürlich von der „ernsten“ Musik, kann durch keine derartigen Publikumserfolge bestimmt werden. Das Publikum hat sich die neue Musik einfach nicht zu eigen gemacht. Von Werken wie „Le Sacre du Printemps“, „Wozzek“ und „Pierrot Lunaire“, alle von berühmten Komponisten, und alte Werke, die jetzt beinahe ein halbes Jahrhundert alt sind, sagt man noch immer, daß sie „modern“ seien — mit anderen Worten, daß sie fremdartig wirken. Daß fünfzig Jahre alte Musik noch als modern empfunden wird, ist etwas Neues in der Geschichte westlicher Musik.

Auch ist die Musik-Gemeinde allgemein dazu geneigt, die Lage als einzigartig, beängstigend und befremdend zu bezeichnen — und entweder den Managern, den ausführenden Künstlern, den Komponisten oder dem Publikum die Schuld zu geben, je nach der Stellung, Einstellung oder Veranlagung des Anklägers. Die Manager werden angeklagt, daß sie alte Musik bevorzugen, weil dies ihren finanziellen Interessen diene. Das Publikum wird beschuldigt, daß es faul sei und dem Unbekannten das Ohr verschließen. Von den Komponisten sagt man, daß sie Musik schreiben, die den Zuhörern unverständlich oder sogar unangenehm sei.

Ich glaube kaum, daß die Schuld bei irgendeiner Person oder Gruppe liegt. So einfach ist es nicht. Warum sollte der Konzeptionsdirektor oder der Mäzen den zeitgenössischen Komponisten aus seiner eigenen Tasche finanzieren? Das wäre höchstens ein Privileg, kaum eine Pflicht. In früheren Zeiten haben die reichen

Gönner eine Musik gefördert, die wenigstens ihrem eigenen Geschmack entspricht, oder dem Geschmack ihrer Gefolgschaft. Wenn sie irgendeine Verpflichtung übten, dann nur die der Schicht zu dienen und ihren eigenen Mitmenschen eine Freude zu bereiten. Für Werke, die nicht gefielen, wurde dem Komponisten kein Geld ausbezahlt; nicht einmal Regierungs- oder Staats-subsidien sollte man in Anspruch nehmen, um Komponisten zu unterstützen, die den Leuten nicht gefallen, aus deren Tasche, letzten Endes, die Gelder kommen. Auch sollte man vom Publikum nicht verlangen, unentgeltlich eine Musik anzuhören, an der es keine Freude hat. Das Publikum steht nicht in der Schuld des Komponisten, nur weil es dem letzteren gefällt, sich Komponist zu nennen. Die Verpflichtung wächst im Verhältnis zu den geleisteten Diensten. Das Schreiben unverständlicher, unausgeübter Kompositionen ist kein Dienst am Publikum.

Am schwierigsten aber ist die Lage des Komponisten, und hier nähern wir uns dem Kern des Problems. Schreibt der Komponist eine Musik, die gefällt, das heißt, eine Musik nicht allzu weit von der Musik des Repertoires entfernt, so wird ihm fehlende Originalität, Nach-



Zeichnung: P. Gaudin

ahmung und sogar Plagiat vorgeworfen. Wenn er auf dem Wege weiter schreitet, den Wagner, Strauß und Bruckner gebahnt haben, auf dem Wege einer weiteren Lockerung des herkömmlichen tonalen Systems, dann wird seine Originalität und Fortschrittlichkeit gepriesen; er wird ein anerkannter Moderner — aber natürlich ohne Publikum. Er wird die Fähigkeit seiner Hörer, mitzugehen, unweigerlich überfordert haben. Seine Musik schafft keine Freude. Wagner, Strauß, Bruckner und Debussy haben das Publikum weit in die Richtung der tonalen Lockerung geführt. Die letzten dreißig Jahre aber haben den Beweis erbracht, daß das Publikum diesen Weg nicht weiter gehen kann oder will. Der Komponist aber kann nicht stehen bleiben; er muß entweder vorwärts oder zurück. Hier haben wir die zwei Hauptströmungen der „ernsten“ Musik des zwanzigsten Jahrhunderts — die neo-klassische und die atonale oder Zwölfton-Musik. Keine von beiden hat sich beim Publikum behauptet und da-

durch seine Gültigkeit als zeitgenössische Musik beweisen können.

Wie kam dieses unheilvolle Dilemma zustande? Vor fünfzig Jahren schienen die Fortschrittsmöglichkeiten der westlichen Musik keine Grenzen zu haben. Warum dann dieses fast vierzig Jahre dauernde Tappen im Dunkeln, dieses ungewollte Auseinandergehen von Publikum und Komponist? Ich möchte hier versuchen, die Antwort gleich in der Bedeutung des Ausdrucks „ernst“ oder „ernsthaft“ Musik zu finden. Wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen, so meinen wir, daß dies Musik ist, die etwas Ernstes aussagen, oder ausdrücken will. Niemand hat je genau definieren können, was irgendein Musikstück aussagt. Und selbst sogenannter „Programmmusik“ kann man eine Aussage nur in allgemeinen oder assoziativen Ausdrücken beinhalten. Sogar der richtige Titel eines tonmalischen Musikstückes, vom angeblichen Inhalt gar nicht zu reden, wird dem Hörer kaum einfallen, dem nicht vorher die schriftliche Erklärung des Komponisten oder Kommentator zugängig war. Und doch wissen wir alle, daß die Meisterwerke unseres Repertoires, besonders die der deutschen Meister des neunzehnten Jahrhunderts, tatsächlich etwas aussagen scheinen.

Ich glaube, daß diese Aussage, oder diese scheinbare Aussage, von den Spannungen herrührt, die diese Komponisten durch eine gewisse Weiterführung traditionellen harmonischer und rhythmischer Ordnung hervorriefen. Wir haben in unserer westlichen Musik immer einen dramatischen Kern in den Tonleitern gehabt. Dieser Kern entsteht durch die dynamischen Eigenschaften eines jeden Tones. Diese Eigenschaften werden durch die Nomenklatur der verschiedenen Töne bewiesen und gekennzeichnet; zum Beispiel: Tonika, Dominante, Molliante, Leitton usw. Durch die vom Komponisten bestimmte Bewegung dieser Töne entstehen Spannung und Lösung, Enttäuschung oder Bestätigung und Erfüllung. Dies trifft freilich gewissermaßen für jede Musik zu, gibt aber umso mehr für die westliche Musik, weil die dynamischen Eigenschaften der einzelnen Töne in der Tonleiter durch drei wesentliche Momente verschärft sind, nämlich die dramatische Spannung der erhöhten siebenten Tones oder Leittones; die Kombination verschiedener Töne in Akkorden, mit den daraus entstehenden Konsonanzen und Dissonanzen, und die durch die Temperierung gegebene Möglichkeit, von einer Tonart zur anderen zu modulieren und eine Tonart gegen die andere auszuspielen.

In dieser letzteren Möglichkeit, nämlich der des Modulierens, liegt das Geheimnis der großen Formen, die die westliche Musik von jeder anderen unterscheidet. Jede aus haben und ganzen Tönen bestehende Tonleiter enthält den Stoff der melodischen Struktur. Der westlichen Musik aber ist es vorbehalten gewesen, diese strukturellen Möglichkeiten, erst durch mehrstimmigen Gesang, dann durch das Modulieren von Tonart zu Tonart, und schließlich zu zwei-ten durch den Übergang von einer Tonart zur anderen erhielt der europäische Komponist die Mannigfaltigkeit an tonalem Material, die eine Struktur von früher nie dagewesener Umfang ermöglichte. Im Grunde genommen ist diese Struktur die gleiche wie beim einfachen Melodisten, der Struktur erzielt, indem er die dramatischen Möglichkeiten der Diatonika, des Leittonus und der Tonika ausschöpft. Der hochge-

zuletzt europäische Komponist konnte die gleichen dramatischen Möglichkeiten auswerten, nur statt von Ton zu Ton, von Tonart zu Tonart. In früheren Zeiten unseres Musiklebens, als das Gefühl des Hörers für Tonart schärfer und störungsempfindlicher war als heute, ging man von einer Tonart auf eine entferntere Tonart über ohne Brücke verwandter Tonarten. Man tat das aus Rücksicht auf den Hörer, der durch einen zu weiten oder zu plötzlichen Sprung sein Tongleichgewicht verloren hätte. Aber gerade dieses Element des Gewagten gab dem Komponisten seine Handhabe für Dramatik, für sichtbar dramatischen Inhalt. Er konnte die Erregung des Hörers bei einem gewagten Sprung dramatisch ausnutzen, das Gefühl des dramatischen Geschehens steigern. Der Hörer nahm teil am Kühnen Wagnis des Komponisten und seiner raschen Erfindungsgabe, und sollte seiner Leistung Beifall, wenn alle glücklich wieder bei der Tonart angefangen waren, von der sie ausgingen. Man könnte sagen, daß diese Modulationsbrücke die eigentliche Struktur der westlichen Musik darstellt. Natürlich gewöhnte sich der Hörer an das schon Geleistete, so daß der Komponist immer mit neuen und gewagteren Ueber-raschungen aufwarten mußte. Es gab Konflikte zwischen Komponisten und Publikum und zwischen Komponisten und Kritikern darüber, wie weit man mit den Empfindlichkeiten des Hörers spielen konnte. Die Komponisten klagten über die Faulheit der Hörer, wie sie es heute auch tun, und die Hörer klagten, daß die Komponisten unverständlich seien. Aber trotz solcher Ausbrüche der Ugeduld tat das System seine Wirkung. Der Komponist konnte seinen Zuhörer, indem er ihm ununterbrochen etwas gab, das über das Gewohnte hinausging und der Hörer, der bei allzu radikalen Aenderungen rebellierte, mahnte den Komponisten an die Grenzen, die er nicht überschreiten durfte, wenn er seine Zuhörer nicht verlieren wollte. Die Geschichte neigt dazu, den Komponisten von der sentimentalsten Seite zu sehen, der mit seinem Publikum unzufrieden war; aber sie kommt nicht um die Tatsache herum, daß alle Komponisten, deren Namen und Musik wir ererbt haben, früher oder später Erfolg bei dem Publikum hatten, für das sie schrieben.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurden die Komponisten immer waghalsiger in der Ausbeutung der harmonischen Spannung. Die Akkordfolgen und das Modulieren wurden immer abenteuerlicher und auch eigenwilliger. Dies kam zum Teil durch die wachsende Vorliebe für Tonmalerei. Man entdeckte, daß gewisse Akkordfolgen und Modulationen impressionistische Kontrast-, Farb- und Schattierungseffekte ergaben. Es geschah auch zum Teil, weil die Zuhörer immer größere Erregung beanspruchten. Bei Berlioz und Liszt, später in noch größerem Maße bei Wagner, Strauß und Bruckner, wurden sie reichlich bedient. Aber dafür mußte auch ein Preis bezahlt werden. Die Ohren ermüdeten, das Gefühl stumpfte ab. Wagner und Strauß mögen heute noch erregend wirken, aber diese Erregung ist nicht zu vergleichen mit der Erregung derjenigen, die diese Musik hörten, als sie noch etwas Neues war. Den Preis bezahlt letzten Endes der zeitgenössische Komponist. Im Rahmen der Tonalität kann er nichts Erregenderes zustande bringen als Wagner und Strauß, die die letzten noch möglichen Spannungen herausgeholt haben. Vom



Zusammenhang des Kompositors

Schicksal derjenigen, die in den letzten vierzig Jahren den letzten Schritt gewagt haben und den Rahmen der Tonalität sprengten, wissen wir, daß ohne tonale Spannung keine wirkungsvolle melodische oder harmonische Struktur möglich ist, daß ohne die strukturellen Spannungen einer tonalen Musik keine aussagevolle Musik im herkömmlichen Sinne des Ausdrucks möglich ist. Mit anderen Worten, sie hat keine Haltung als „ernste“ Musik. Unser zeitgenössischer Komponist erbt eine technische Ordnung, in deren Grenzen er tun konnte, was er wollte. Jeder Akkord, jede Akkordfolge, jede Modulation, jeder plötzliche Wechsel der Tonart war ihm gestattet. Er war nicht mehr durch Konventionen oder Regeln gehemmt. Aber er erbte auch ein Publikum, das ohnehin ungehemmt war. Dieses Publikum konnte man langweilen, kaum aber erschüttern. Zu seinem Leidwesen mußte der Komponist also feststellen, daß dort, wo alles erlaubt ist, auch nichts mehr schockieren kann. Seine Vorgänger hatten dem harmonischen Empfinden von mehreren Generationen mit Erfolg Gewalt angetan, bis schließlich nichts mehr als Vergewaltigung empfunden wurde. Das Publikum ließ alles ruhig und teilnahmslos mit sich geschehen. Eine dreihundertjährige Epoche musikalischer Entwicklung war zu Ende, die durch harmonisches Experimentieren und überraschende harmonische Entdeckungen gekennzeichnet gewesen ist.

Unser eigenes Jahrhundert hat gesehen, wie die Komponisten sich für ein Rückwärts- oder Vorwärtsschreiten entschieden mußten. Die meisten, Arnold Schönberg an der Spitze, haben für den schwierigen Vorstoß in die unbekannten Regionen der Atonalität optiert. Nach vierzigjähriger Forschung ist es diesen Komponisten nicht gelungen, das Publikum von den angeblichen Höflichkeitigkeiten dieser Regionen zu überzeugen. Das Publikum empfindet in der Zwölftonmusik nicht die Spannung und Lösungen, die für wirkungsvolle, inhaltsvolle musikalische Struktur unentbehrlich sind. Den anderen, die in der Vergessenheit Zuflucht suchten, ist es kaum besser gegangen. Das neoklassische ist dem acht Klassischen einfach nicht ebenbürtig. Es fehlt ihm vor allem an Spontanität, von anderen Eigenschaften gar nicht zu reden. Man kann mit Haydn, Mozart und Beethoven auf ihrem eigenen Gebiet nicht konkurrieren.

Die unmögliche Schwierigkeit der Lage der zeitgenössischen Komponisten wird durch nichts besser illustriert als

durch das merkwürdige Schicksal einiger Komponisten, die in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ihre Fähigkeit bewiesen haben, das große Publikum anzusprechen. Man denke insbesondere an Komponisten wie Strauß, Schönberg, Strawinsky und Ravel. Nichts von dem, was Strauß nach 1911 schrieb, konnte die Anziehungskraft seiner Tongedichte und seiner früheren Opern, wie „Salome“ und „Der Rosenkavalier“ erreichen. Im Repertoire wird Schönberg noch immer hauptsächlich von den jetzt mehr als fünfzigjährigen „Gurreliedern“ und der „Verklärten Nacht“ vertreten. Strawinsky's belichteste Werke sind und bleiben „Der Feuervogel“ und „Petrouchka“, beide aus den Jahren 1910 und 1911. Ravel's Meisterstück blieb „Daphnis und Chloe“, geschrieben 1915. Damit soll nicht gesagt werden, daß diese Komponisten ihre Begabung verloren hätten. Es war eher so, daß das ererbte technische Material erschöpft war. Sie konnten sich wiederholen wie Strauß, oder in die Atonalität vorstoßen wie Schönberg, oder umkehren wie Strawinsky. Weiterer Fortschritt im überlieferen Rahmen der Technik und des Ausdrucks, das heißt im Rahmen der Tonalität, war unmöglich.

Und trotzdem glaube ich nicht, daß die erste Hälfte unseres Jahrhunderts musikalisch unproduktiv gewesen ist, oder daß sie keine bedeutende zeitgenössische Musik hervorgebracht hat. Was macht eine Musik zeitgenössisch? Gewiß nicht allein die Tatsache, daß sie von lebenden Komponisten geschrieben wird. Um wirklich zeitgenössisch zu sein, muß eine Musik das zeitgenössische Publikum ansprechen, den Geschmack des zeitgenössischen Menschen widerspiegeln, vor allem den jugendlichen Publikums und des jugendlichen Menschen. Immer wieder in der Geschichte der europäischen Musik war es das jugendliche Publikum, das den jungen Komponisten den ersten Erfolg brachte, meistens gegen den Widerstand älterer Hörer und gereifter Kritiker. Und wenn wir heute unsere Richtlinien über das hinausschieben, was wir „ernste“ Musik nennen, so stoßen wir sofort auf eine zeitgenössische Musik, die sich eines großen und begeisterten jungen Publikums fast über der ganzen Welt erfreut. Ich meine den Jazz.

Ich weiß wohl, wenn ich diese Musik im gleichen Atemzug mit der „ernsten“ Musik erwähne, stoßt das alle diejenigen ab, die in der europäischen Tradition erzogen worden und ihr ergeben sind. Noch vor fünf Jahren wäre ein solches Wagnis auch nur zuwider gewesen, einem Amerikaner zwar, aber in der Musik europäisch aufgewachsen. Auch ich habe die in der Welt der „ernsten“ Musik allgemein herrschende Ansicht geteilt, der Jazz sei eine nicht ernst zu nehmende Musik des populären Gesangs und Tanzes, bemerkenswert höchstens als eine Art Volksmusik. Und noch heute behaupte ich keineswegs, daß der Jazz irgend etwas hervorgebracht hat, das mit den europäischen Meistern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vergleichbar wäre. Ich bin durchaus nicht sicher, daß das je der Fall sein wird. Es hat aber andererseits, seit etwa fünfzig Jahren, auch niemand auf dem Gebiete der „ernsten“ Musik irgend etwas geschaffen, das der Musik von Bach, Beethoven, Schubert, Verdi, Wagner und Brahms gleichzusetzen ist. Der Jazz hat wenigstens ein Publikum, das dem zeitgenössischen schaffenden Musiker zuehrt, nicht aus einem Gefühl der Verpflichtung, sondern eher aus einer

„WISSENSCHAFT UND WERT“

Von Eugen Thurnher

In unserem Zeitalter, da die Atom-bombe wie ein dunkler Schatten über allen Äußerungen des Lebens hängt, ist die Frage nach dem Wert der wissenschaftlichen Erkenntnis dringlicher denn jemals. Die ungeheure Drohung über unserem Leben ist es nicht zuletzt ein Resultat der sturmhaf fort-schreitenden wissenschaftlichen Ergebnisse des 19. und 20. Jahrhunderts, denen keine gleiche Fortbildung und Erweiterung der sittlichen Verantwortung beizugeben ist. Somit ist ein Übergewicht der materiellen Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit entstanden, das nicht einfach abgebaut werden kann, sondern nur dadurch parallelisiert werden wird, daß die menschliche Verantwortung und die sittliche Entscheidung des einzelnen und der Völker eine grundlegende Veränderung und Ausgestaltung erfährt.

So ist heute die Frage nach dem Wert der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht allein eine Angelegenheit theoretischer Überlegung, sondern eine wichtige Lebensfrage, von der die Zukunft der Menschheit abhängt. Deshalb hat das Südtiroler Kulturinstitut die Frage „Wissenschaft und Wert“ zum Thema seiner heutigen Meraner Hochschulwochen gewählt. Es geht dabei nicht allein darum, die moralischen und philosophischen Folgerungen aus den Erkenntnissen der Einzelwissenschaften abzuleiten, sondern vor allem den metaphysischen Grund sichtbar zu machen, von dem aus allein ein Vordringen in die Bereiche des Unerkannten und Unerschlossenen vertretbar und verantwortbar ist. An dieser Frage sind nicht allein die Naturwissenschaften interessiert, sondern für die Geisteswissenschaften ist die Frage nach den Voraussetzungen der Erkenntnis ein ebenso wichtiges und dringliches Problem.

Gibt es überhaupt eine wertfreie Erkenntnis? Oder ist alles Erkennen im Wesen bereits ein Erkennen von Werten, Stufen und Gesetzen, die in der natürlichen Ordnung des Wirklichen ihren Grund und ihre Verankerung besitzen. Von Friedrich Nietzsche stammt der Ausspruch, daß das voraussetzungslos Erkennen ein Erkennen sei, das mit seinen Voraussetzungen nicht verhält sei. Nietzsche will damit behaupten, daß alle menschliche Erkenntnis von der Person des Erkennenden und vom Gegenstand der Erfahrung bestimmt wird, wobei die immanente Gesetzmäßigkeit der inneren und äußeren Natur auch dem Erkennen bestimmte Voraussetzungen zuspricht. Mit dieser Auffassung stand Nietzsche im Gegensatz zu den klassischen Naturwissenschaften seines Jahrhunderts, die an eine völlig voraussetzungslose Erkenntnis glaubten. Gerade die Methodologie der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert hat den wesentlichen Unterschied zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft darin gesehen, daß in den Naturwissenschaften ein Erkennen ohne Voraussetzungen möglich sei, wogegen in den Geisteswissenschaften das Ergebnis der Erkenntnis vom Standort des Erkennenden abhängig bleibe.

Durch die theoretische Begründung der Geisteswissenschaften durch Dilthey und die Kritik an den modernen Naturwissenschaften durch Windelband,

Richert, Welterack, Bavinck, Planck, Heisenberg, Weizsäcker und Jordan ist jedoch das Dogma von der Voraussetzungslosigkeit der Erkenntnis in der modernen Physik grundsätzlich widerlegt worden. Die strenge Gesetzmäßigkeit der Natur, deren lückenlose Folge und allzeitige Gültigkeit zur Ausbildung einer festen Gesetzmäßigkeit geführt hat, wird von der modernen Physik zumindest bezweifelt, wenn nicht gar widerlegt. So ist auch in den Naturwissenschaften das Problem der Voraussetzung des Erkennens zu einer wichtigen und grundsätzlichen Frage geworden. Natur und Geist, sie beide sind nur zu erfassen, wenn die Positionen des Erkennenden und das Wesen des Gegenstandes neu überprüft werden.

Das Programm der Meraner Hochschulwochen 1958 hat deshalb die Frage nach dem Wert der wissenschaftlichen Erkenntnis in die Mitte der Diskussion gestellt. Schon die Eröffnungsrede, die Univ.-Prof. Dr. Ernst Topitsch, Wien, halten wird, soll die vielfältigen Fragen aufwerfen, die den Wert des wissenschaftlichen Erkennens begleiten. In den Vorlesungsreihen beschäftigen sich Wissenschaftler der verschiedenen Fachrichtungen von dem jeweils besonderen Forschungsgebiet aus mit der Grundfrage der wertmäßigen Voraussetzung der Erkenntnis in den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen. Univ.-Prof. Dr. Josef Derbala, Bonn/Wien, wird die Frage nach den Voraussetzungen und Verantwortlichkeiten des politischen Handelns stellen, die gerade in unserer heutigen Zeit eine besondere Aktualität und Dringlichkeit besitzt. Macciaravelli hat die Politik als einen Ausfluß menschlichen Egoismus verstehen wollen, wo der jeweils Stärkere die Gesetze des Handelns dem Schwächeren vorschreibt. Dieser sauro egoismo ist dann von dem faschistischen Systemen des 20. Jahrhunderts zum Grundsatz der politischen Aktion erhoben worden. Nicht anders jedoch versucht im Osten eine relativ kleine Minderheit ohne jede legitime Grundlage den verschiedenen Völkern die Gesetze des Handelns aufzuzwingen. Gegenüber diesen vielfältigen Versuchen, die Interessen des Einzelnen zu verabsolutieren, und daraus die Maximen der politischen Aktivität zu mobilisieren, hängt die Zukunft des Abendlandes davon ab, daß die einzelnen politischen Aktionen aus einem umfassenden religiösen und metaphysischen System abgeleitet und begründet werden.

In der modernen Literaturwissenschaft hat der historische Relativismus des 19. Jahrhunderts dazu geführt, daß man alle literarischen Erscheinungen als wertmäßig gleich ansah. Der Positivismus hat daraus die methodische Folgerung gezogen, daß es nur darauf ankomme, das Ererbte, Erlebte und Erlebte im dichterischen Kunstwerk säuberlich zu trennen, wobei durch diese Analyse der Sinn des dichterischen Werkes bereits ausgeschöpft sei. Demgegenüber hat Dilthey festgestellt, daß alle geistigen Erscheinungen, Figuren und Formen völlig eigenen Gesetzen unterliegen, die keineswegs durch die Erklärung der Voraussetzungen ihrer Entstehung zu deuten sind. Es ergibt

Fortsetzung

Zur Problematik der modernen Musik

unmittelbaren Reaktion auf eine den eigenen Musik.

Aus meinen Unterhaltungen mit „ersten“ Musikern, und aus der Reaktion auf das, was ich in den letztvergangenen Jahren über dieses Thema geschrieben habe, ist es mir klar geworden, daß der „erste“ Musiker, der eine Meinung über Jazz von sich gibt, nur selten weiß, wovon er eigentlich spricht. Er hat vielleicht ein bisschen Geschwin gehört, ein bisschen rock am roll, und was sonst an amerikanischen Schlagzyklen zufällig gerade in der Welt Mode war. Die Erfahrensten kennen vielleicht die Namen von Louis Armstrong, Duke Ellington, Benny Goodman und Count Basie, deren Werke aber wahrscheinlich nicht. Immer wieder habe ich Ansichten über Jazz von „ersten“ Musikern ausgesprochen gehört, die niemals nur eine Note von Art Tatum, Teddy Wilson, Oscar Peterson, Erroll Garner, Billy Taylor, Roy Eldridge, Pres Young, Johnny Hodges, Ben Webster oder Harry James spielen gehört haben, die Dixieland und Swing nicht unterscheiden können, oder Swing von Bop, oder die wissen, daß es überhaupt solche Unterschiede gibt. Unter solchen Umständen ist eine Unterhaltung über Jazz recht schwierig.

Komischerweise ist sie heute ebenso schwierig mit Jazzmusikern, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Der Jazzmusiker ist sich der hohen Qualität des besten, was Jazz hervorgebracht hat, bewußt. Teilweise deswegen, das heißt aus echter Liebe zu Jazz, neigt er dazu, alles als nicht-Jazz zu bezeichnen, was ihm nicht gefällt, meistens natürlich das Populärste. Der Jazz-Intellektuelle — eine jetzt zahlenmäßig große Gemeinschaft — hält Geschwin nicht für einen Jazzkomponisten. Er will Paul Whiteman nicht als Jazzmusiker anerkennen, der einmal in der ganzen Welt als Jazzkönig bekannt war. Von Prominenten wie Guy Lombardo oder Glenn Miller will er überhaupt nichts wissen. Die vielen Komponisten von Hunderten schöner amerikanischer Songs, die Begründer des amerikanischen Musicals, gelten nicht als Jazzmusiker, obwohl der Jazzmusiker es nicht vorzuziehen kann, daß er gerade von deren Songs seit dreißig Jahren geliebt hat. Mit anderen Worten, die Verwirrung darüber, was Jazz ist, ist unter den Jazzleuten beinahe ebenso groß wie unter den „ersten“ Musikern, wobei der wichtige Unterschied zu machen ist, daß die Verwirrung unter den Jazzmusikern nicht der gleichen Unwissenheit entstammt. Der Jazzmusiker weiß, wovon er spricht, aber er weiß nicht genau, was es im historischen Sinne bedeutet; er ist daher nicht in der Lage, die Grenzen seines Idioms zu definieren.

Hoffentlich können wir uns darüber einig werden, daß wir, wie auch immer man den Jazz definieren sollte, einen neuen und ausgeprägten Musik gegenüberstehen. Die in der ganzen Welt eine begeisterte und teilweise auch diskriminierende Zuhörerschaft von vielen Millionen hat. Vielleicht können wir uns auch darüber einig werden, daß diese Musik nicht einfach als Volks- oder Tanzmusik abgetan werden kann. Das Publikum, das das Deutsche Museum in München, die Ernst-Marek-Halle in Hamburg, die Tonhalle in Zürich hört, um Louis Armstrong, Count Basie, Duke Ellington, Lionel Hampton oder Jazz at the Philharmonic zu hören, geht nicht

Zur Problematik der modernen Musik

dorthin, um zu tanzen oder zu singen. Es geht dorthin, um zu hören. Auch wandelt es sich hier nicht um rock'n roll Bowdies. Diese Veranstaltungen sind ebensogut Konzerte wie die Konzerte der Berliner oder Wiener Philharmoniker. Dazu kommt die umfangreiche Kritikliteratur, die in den letzten fünfzehn Jahren um den Jazz entstanden ist, nicht nur von Amerikanern, sondern auch von solchen ernstzunehmenden europäischen Schriftstellern, wie dem Deutschen Behrendt, dem Franzosen Hodeir, oder dem Schweizer Slonik.

Offensichtlich handelt es sich hier um etwas das über alles hinausgeht, was gewöhnlich unter Volks- oder volkstümlicher Musik verstanden wird. Bisher war volkstümliche Musik einfacher und anspruchsloser als „lernete“ Musik, war aber im Wesen nicht anders. Volkstümliche Musik wies keine Probleme der Ausführung oder des Intellekts auf, denen der „erste“ Musiker nicht gewachsen war. Auf den Jazz trifft dies nicht zu. Wir haben hier eine im wesentlichen andere Musik, die gespielt oder gesungen wird von einem im wesentlichen anderen Musiker. Sicher gibt es einige Musiker, besonders in der jüngeren Generation, die sich zwischen den zwei Welten hin- und herbewegen. Ich kenne aber keinen, der in beiden gleichermaßen zuhause ist. Benny Goodman, zum Beispiel, ist ein guter, wenn auch ziemlich pedantischer, lockerer Klarinetist, wenn er das Mozartkonzert spielt. Spielt er aber seine eigene Musik, so ist er ein großer, ursprünglicher Künstler.

Mir scheint daher, es sollte die erste Aufgabe des heutigen Kritikers und eines jeden sein, der sich mit der Musikgeschichte zu befassen hat, mehr oder weniger systematisch festzustellen, was Jazz so auffällig von jeder anderen volkstümlichen Musik unterscheidet, und für den Jazz dann, so gut wie möglich, einen Platz im Rahmen der westlichen Musikentwicklung zu finden. Es ist ganz bestimmt nichts gewonnen, wenn man den Jazz einfach ignoriert. Auch diejenigen, die den Jazz ablehnen, können ihn nicht aus der Welt zaubern. Zu tun, als ob eine Ausdrucksform nicht Musik sei, die sich der begeisterten Zustimmung von Millionen, darunter Tausenden recht anspruchsvollen Zuhörern erfreut, nicht Musik sei, ist Unsinn. Und doch tun wir gerade das, wenn wir von moderner oder zeitgenössischer Musik reden, als ob es so etwas wie Jazz nicht gäbe. Frühere Kritiker-Generationen gingen in ihrem Urteil über ihre zeitgenössische Musik fehl; unserer eigenen Generation ist die Auszeichnung vorbehalten worden, ihre eigene Musik nicht einmal erkannt, sogar nicht einmal gehört zu haben.

Die meisten Versuche, Jazz zu definieren, konzentrieren sich auf eines oder mehrere von drei Elementen, nämlich Improvisation, Rhythmus, und den Einfluß der Neger. Wer von Jazz als Negermusik spricht, vergißt, daß es in Afrika keinen Jazz gibt, der nicht von Amerikanern oder sogar Europäern dorthin gebracht wurde. Wer von Jazz als Improvisierter Musik spricht, vergißt oder weiß nicht, daß alle großen Jazzbands geschriebene Arrangements spielen, daß viele kleine Gruppen, oder Combos, auch Arrangements spielen, und daß scheinbar improvisierter Jazz oft aus hochkomplexen Variationen traditioneller Themen besteht, die kaum weniger struk-

„WISSENSCHAFT UND WERT“

sich die dringliche Frage, nach welchen Gesichtspunkten die Deutung der literarischen Werte zu verfahren habe. Die Vortragsreihe, die Univ.-Prof. Dr. Hermann Kunisch, München, hält, soll sich mit der Frage der Kriterien der literarischen Wertung beschäftigen, wobei als besonderer Gegenstand der Untersuchung die moderne Literatur ins Auge gefaßt wird.

In einer Vortragsreihe der zweiten Woche wird Staatssekretär Dr. Bruno Kreisky, Wien, die Erscheinungsformen des modernen Sozialismus darlegen. Gerade gegenüber der marxistischen Doktrin des historischen Materialismus, die das Eintreten der sozialen Gesellschaftsordnung als ein notwendiges und nicht abwendbares Ergebnis des geschichtlichen Prozesses selbst ansieht, ist die Frage nach einem bestimmten Ethos des Sozialismus aufzuwerfen. Ist Sozialismus das endliche Ergebnis geschichtlicher Notwendigkeit oder bleibt seine Verwirklichung an den Einsatz und die Verantwortung des einzelnen Menschen gebunden? Diese Frage, die angesichts der immer weiter fortschreitenden Sozialisierung des politischen und wirtschaftlichen Lebens der Gegenwart eine wichtige Bedeutung für jeden Menschen einnimmt, soll in diesem Vortragskreis durch einen professionellen Vertreter des Sozialismus selbst eine Klärung und Beantwortung erfahren.

In keiner wissenschaftlichen Disziplin ist die Frage der Voraussetzungen des Erkennens so dringlich geworden wie in der modernen Physik. Deshalb muß, wie immer die Grundatzfrage des voraussetzungsfreien Denkens gestellt wird, von der modernen Physik Aufschluß eingeholt werden. Mit Prof. Dr. Pascual Jordan, Hamburg, könnte ein Vertreter dieses Fachs gewonnen werden, dessen Äußerungen über die wissenschaftlichen Kreise hinaus in den jüngsten Monaten in Deutschland größte Bedeutung gewonnen haben. Die aufgeworfene Debatte über die atomare Bewaffnung der deutschen Wehrmacht hat in den Kreisen der Wissenschaft ein reges Fieber und Wider ausgelöst, wobei Prof. Jordan eine wichtige Stimme in der Klärung dieser Frage zufiel. Die Vortragsreihe wird sich jedoch nur am Rand mit den aktuellen Fragen beschäftigen, Ziel der Darstellung wird es sein, die Grenzen der klassischen Physik aufzuzeigen und nachzuweisen, wo und wie bestimmte vorwissenschaftliche Entscheidungen die Voraussetzung der Erkenntnis der modernen Physik bestimmen.

In den abendlichen Einzelvorträgen soll die Frage nach dem Wert in einzelnen wissenschaftlichen Gegenständen und bestimmten Erscheinungen des modernen Lebens untersucht werden. Der Landeshauptmann des Landes Salzburg, Dr. Josef Klaus, spricht über die „Grundwerte der abendländischen Geschichte“. Univ.-Prof. Dr. Fedor Stepan, München, wird den Film auf Wert und Unwert in seinem Vortrag über „Wesen und Unwesen des Films“ untersuchen. „Die Werte der antiken Kunst“ sind Gegenstand einer Darstellung des Archäologen Univ.-Prof. Dr. Alfons Wotschitzky, Innsbruck. Der neu-gewählte Rektor der Universität Graz, Univ.-Prof. Dr. Johannes Fischl, wird die Frage nach der Korrelation der übergeschichtlichen Wahrheit und des historischen Prozesses in einem Referat über „Geschichte und Dogma“ aufwerfen. Die

große Tradition des Burgtheaters und die Verantwortung dieser Bühne in der Gegenwart wird der Direktor des Burgtheaters, Prof. Dr. Adolf Rott, in einem zusammenfassenden Bericht „Das Burgtheater — Erbe und Aufgabe im europäischen Raum“ darstellen. Ing. Gurtum Hämmerle, Dolomiten, soll die aktuelle Frage nach „Wert und Verantwortung des menschlichen Eigentums“ klären. Der abschließende Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Hermann Aubin, Freiburg/Hamburg, wird den in der Geschichte wirksamen Kräften von „Volk und Raum“ nachgehen, wobei gerade diese Frage für Südtirol eine besondere Wichtigkeit besitzt.

Neben diesen Abendvorträgen sind wieder einige kulturelle Veranstaltungen vorgesehen, die bereits zur Tradition der Meraner Hochschulwochen zählen. Wie in den vergangenen Jahren, so wird auch heuer das Burgtheater wiederum ein Gastspiel in Meran geben, wobei Franz Grillparzers „Sappho“ zur Aufführung gelangt. Die Studienfahrt der heurigen Jahres soll nach Innsbruck und Sexten führen, während die Rückfahrt über die Dolomitenstraße erfolgt. Für eine Dichteresung kommt der österreichische Erzähler Kari Heinrich Waggersl geworden, der Proben des eigenen Schaffens darbieten wird.

Die Teilnehmer treffen sich am Beginn und Ende der Hochschulwochen zu einem Gesellschaftsabend, der die Aufgabe hat, die Studenten aus den verschiedenen europäischen Ländern zusammenzuführen und persönliche Kontakte zu stiften, die im geselligen Zusammensein leichter gewonnen werden können als im wissenschaftlichen Gespräch. Dennoch soll auch der gegenseitigen Aussprache der wissenschaftlichen Grundfragen in den Diskussionen der Vortragskreise eine besondere Aufmerksamkeit zufallen, denn nur das, was man gemeinsam erarbeitet hat, bleibt ein unverlierbarer Besitz. Daraus aber kommt es den Veranstaltern der Meraner Hochschulwochen an. Es geht nicht darum, zwei schöne Ferienwochen in Meran zu genießen, sondern aus der Auseinandersetzung mit den wichtigsten Problemen unserer Gegenwart jene Kräfte zu schöpfen, die der Kampf im Alltag von uns allen fordert.

Junger Arzt, der die Befähigung zur Führung einer Landpraxis besitzt, möge bei der Südtiroler Hochschülerchaft vorsprechen, da der Posten eines

Gemeindearztes

einer großen Gemeinde vergeben wird.

MITARBEITER

des „Fabrenden Skolasten“ werden gebeten, ihre Beiträge für die nächste Nummer, womöglich maschinisch geschrieben, bis zum

30. September

an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerchaft oder Heßer noch an den Schriftleiter, Alfred Pichler, Bozen, Sparkassestr. 6/III, zu senden.

Unser kulturell-gesellschaftliches Erlebnis am Ritten

Fortsetzung

Für diejenigen von uns, die das Glück hatten, der Tagung beiwohnen zu können, wird es vielleicht neu sein, unsere gemeinsamer Erlebnisse noch einmal, kurz zusammengefaßt, zu lesen — andererseits können unsere Freunde, die am Kommen verhindert waren, auf diese Weise einen kleinen Überblick gewinnen.

Von Bozen zieht sich die Bahn mit der größten Anstrengung den Berg hinauf und läßt Weinberge, Wiesen, Felder und Wälder zurück, bis sie den Ritten erreicht. Nun, daß diese Landschaft schön sein soll, hatte ich mir oft sagen lassen, aber daß Maria Himmelfahrt die Ortschaft, in der wir unsere Tagung abhielten, wirklich wie ein Märchen einer anderen „Welt“ sein konnte, hatte ich mir nicht träumen lassen. Die Natur hat sich dort besonders großzügig gezeigt — weich und satt zieht sich die Landschaft dahin und im Hintergrund stößt sie auf den Schlern und den Rosengarten. Eine Farben- und abwechslungsreiche Innazierung. Ich denke, daß sich die Menschen, die dieses Naturbild beleben, irgendwie vorstell fühlen.

Die Bewohner waren stichlich erfreut über so viel Jugend, und das Wohlwollen, das sie uns entgegenbrachten, kam auch in unserer Versorgung zum Ausdruck. Wie nett und wohlnehmend es ist, wenn die Menschen an den Freuden, Interessen und Erlebnissen ihrer Mitmenschen teilnehmen! Ich hatte den Eindruck, das ganze Dorf wäre eine einzige Familie, und jeder von uns der „neue“ war, fühlte sich sofort heimisch.

Der erste Gang führte uns in die Kirche, die in ihrer vornehmen Schlichtheit den Mittelpunkt des Dorfes bildet.

Im Schließstand wurde die Tagung abgehalten und die verschiedenen Festscheiben, die von den Wänden auf uns blickten, trugen sicher in ihrer stummen und doch ansprechenden Art zur Bestärkung unseres geschichtlichen Bewußtseins bei.

Die Tagung sollte uns Hochschüler in die wirtschaftlichen und sozialen Probleme unserer Heimat einführen. Sach-

verständige und förmliche Persönlichkeiten setzten uns die Schwierigkeiten und die eventuellen Möglichkeiten ihrer Lösungen auf eingehende Weise auseinander. Ferner gingen sie ausführlich auf die Fragen der Studentenschaft ein. Es bot sich uns so die Gelegenheit, über die Stände in Tirol, über den Hof und seine Geschichte, über die soziale Struktur und das Problem der Arbeiter, Handwerker und der Arbeitsbeschaffung, über den sozialen Wohnungsbau und die christliche Soziallehre in unserem Land Einzelheiten zu erfahren, die uns sonst nicht zugänglich gewesen wären.

Die verschiedenen Vorträge und Diskussionen regten uns nur zu weiteren Auseinandersetzungen. Besprechungen, Anschauungen und zu manch neuen Feststellungen an. Die Tatsache, daß wir alle einmal die Gelegenheit hatten, unseren Gedankenaustausch so lange zu betreiben, wie es uns Freude machte, ohne, wie in den Universitätsstädten, aus Zeitmangel immer auseinandergehen zu müssen, war wertvoll. Die geistige Anregung und die gedankliche Bereitschaft fehlte wirklich nicht. Wir waren da, um zu hören, das Gehörte zu verarbeiten und vielleicht zu ergänzen, jetzt in Gedanken später — hoffentlich — in der Tat.

Feld waren wir alle bekannt untereinander und jeder kam dem anderen freundlich und kameradschaftlich entgegen. Nach zwei Tagen dachte man, sich bereits seit langem gekannt zu haben, und am Ende der Tagung spürte man eine gewisse Wehmut in der Atmosphäre, die der Abschied mit sich brachte. Jeder war mit Dankbarkeit erfüllt, weil das Zusammenreffen in kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht so gut gelungen war.

Das Oberbozener Schwimmbassin stellte einen der stärksten Anziehungspunkte dar und ich habe selten ein in so bezaubernder Tage gebautes Schwimmbad gesehen. Hier fand man auch der Hochschulschwimmerwettkampfstatt, dem jeder Beteiligte und Zu-

(Fortsetzung nächste Seite)

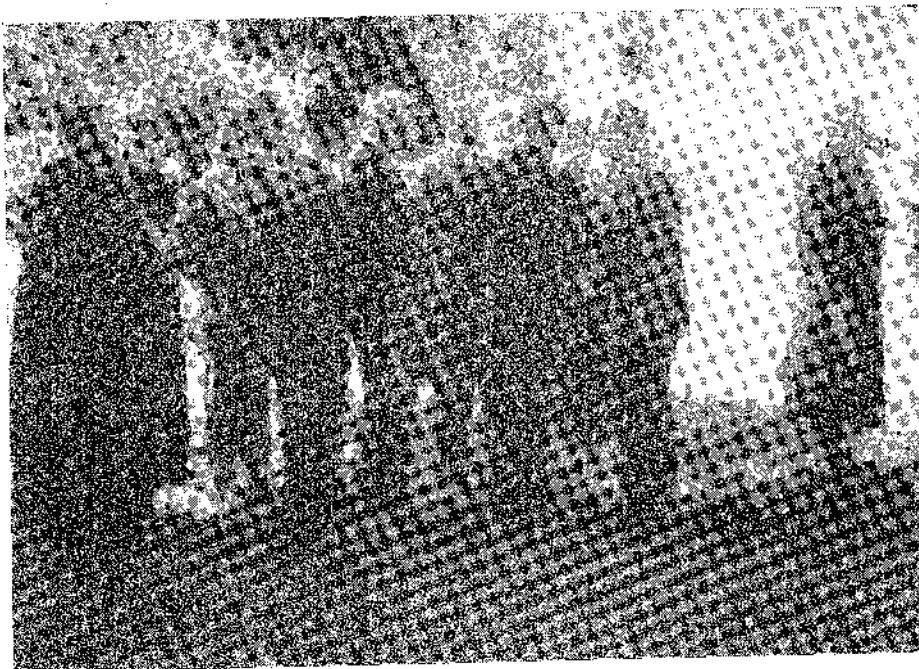
Zur Problematik der modernen Musik

reotyp sind als die niedergeschriebenen. Wer von Jazz spricht, als ob es nur aus einem synkopierten Rhythmus bestünde, vergißt, daß der Grundrhythmus des Jazz nichts anderes ist, als der in der klassischen Musik wohlbekannte Vierteltakt, und daß die Synkopen von jedem ernstem Komponisten angewendet wurden, der je gelebt hat. Auch das Agogische, daß im Jazz eine so große Rolle spielt, war in der europäischen Musik zu allen Zeiten bekannt und angewendet.

Und doch spielt jedes dieser Elemente eine Rolle. Sicher ist der Einfluß der Neger unverkennbar, nicht in irgendeiner rein afrikanischen Form, sondern eher als Ergebnis der Reaktion des Negers auf europäische Musik, wie er sie in Amerika hörte. Gewiß ist die Improvisation eine der anziehendsten Eigenschaften des Jazz. Und auch der Rhythmus ist da, wenn auch eher in dem stets gleichbleibenden, deutlich auf fallenden Puls oder Beat und in der schwebenden Beziehung des Jazzmusikers zu diesem Taktschlag, als in der Synkopierung als solcher.

Ich neige dazu, dieses Element des Beats als das wesentlich unerscheidende Element des Jazz zu bezeichnen, und wäre es nur deshalb, weil es ohne ihn keinen Jazz gäbe. Man kann improvisieren, ohne damit Jazz zu spielen. Eine Jazzband kann von einem Arrangement spielen und doch eine Musik hervorbringen, die darum nicht weniger schwingend ist, weil sie niedergeschrieben wurde. Auch ist es der Schlag, der Puls, der Beat, der es unmöglich macht, Jazz und klassische Musik miteinander zu vereinen. Ändert man den Puls, wie es in der klassischen Musik von Zeit zu Zeit erforderlich ist, oder wird der Beat weniger deutlich behandelt, so verschwindet das Jazzartige. Wenn man den Beat beibehält, so steht er dem klassischen Musiker im Wege. Er kann sich im herkömmlichen Sinne musikalisch nicht mehr frei ausdrücken. Dem „ernsten“ Musiker oder Kritiker, der den Jazz näher untersuchen will, steht wieder der Beat im Wege. Es fällt ihm nicht schwer, die außerordentliche Virtuosität des Jazz-Instrumentalisten anzuerkennen und zu bewundern. Er kann die Originalität und den Einfallsreichtum der melodischen Improvisation und Vermerkung schätzen. Aber dem hartnäckigen, ewig-vorhandenen, ewig-unwandelbaren Beat empfindet er als primitive Störung. Dieses Hindernis kann nur durch eine drastische Änderung des Ausgangspunktes des Hörers überwunden werden. Unser „ernster“ Musiker muß lernen, den Beat so zu empfinden, wie der Jazzmusiker ihn empfindet, nicht als rhythmische Hemmung, sondern als rhythmische Befreiung. Für den Jazzmusiker ist der Beat der lebendige, lebengebende, lebenserhaltende Puls seiner Musik, und mehr als das. Der Beat stellt eine Reihe von Impulsen dar, die den Jazzmusiker zum Aufheben und Ihn in seinem melodischen Flug unterstützen.

Wenn dieser Beat das entscheidende Element des Jazz ist, dann ist der Swing das entscheidende Merkmal. Das größte Kompliment, das ein Jazzmusiker einem Kollegen machen kann, ist, daß er „swingt“. Und vom Swing spreche ich, wenn ich sage, daß für den Jazzmusiker der Beat eine rhythmische Befreiung darstellt. Wo der „ernste“ Musiker die Taktschläge zählt, und sie gewissermaßen selber ordnet, wird der Beat von



Eröffnung der Studententagung

Photo: K. Eckardt

Zur Problematik der modernen Musik

Jazzmusiker erlebt. Solange er den Beat richtig empfindet, solange er sich auf den Beat stützt, kann er im Takt sein. Er kann dem Takt voraussetzen, oder ihm nachhinken, ohne rhythmisch aus dem Takte zu fallen. Infolgedessen kann er auch seine Phrasen mit einer plastischen Freiheit formen, die im Sinne des Rhythmus, seinem klassischen Kollegen in diesem Ausmaß versagt ist.

Tatsächlich halten einige der denkenden Jazzmusiker die Jazzphrase für das eigentliche Merkmal ihrer Musik, und für diese Theorie spricht viel. Da die Phrase aber aus dem Verhältnis des Musikers zum Beat entsteht, meine ich, daß das letztere die endgültige Basis darstellt. Die Jazz-Phrase kann wunderbar ausdrucksvoll sein, wie sie von einem Armstrong, einem Ben Webster, einem Benny Goodman geschaffen wird; und dies erklärt, warum auch die anspruchsvollsten jugendlichen Intellektuellen den Jazz akzeptieren. Die Jazzphrase kann sich jedoch nicht demjenigen verständlich machen, der das anfängliche Hindernis des Beats nicht überwunden hat. Man muß den Beat in Verbindung mit der Phrase hören, und die Phrase im Verhältnis zum Beat.

Von der Feststellung dieser Erscheinung als dem wesentlichen Merkmal können wir einen weiteren Schritt zur Definition des Jazz tun. Er ist nicht so sehr eine neue Musik als eher eine neue Art des Spielens und Singens. Fast jede Musik kann jazzt werden. Umgekehrt kann eine als Jazz angesessene Musik von „ernsten“ Musikern notenmäßig und kulturmäßig richtig gespielt werden, ohne daß sie sich wie Jazz anhört. Daher kann man sagen, daß der Jazz, im wesentlichen, eine schwingende oder schwebende Art zu spielen und zu singen ist, wobei der Spieler auf seinem Flug durch den Fallschlag des Beats, oder die Impulse des Beats, getragen wird. Daher kommt es, daß es, genau genommen, niemals Jazzkomponisten gegeben hat, und warum Jazzmusiker Melodisten wie Gershwin, Kern, Rodgers und Porter nicht als Jazzmusiker betrachten. Und trotzdem wäre es nicht ganz richtig dabei zu bleiben. So einfach ist es wieder nicht. Die genannten und viele andere amerikanische Melodisten haben immer Melodien geschrieben, die sich besser als andere dazu eignen, von Jazzmusikern in der Jazzart gespielt und gesungen zu werden. Diese Melodien, auch wenn sie glatt heruntergepielt werden, haben den schwebenden Charakter, vielleicht auch den freien Schwung, der den Jazz-Ausgangspunkt vertritt.

Es bleibt jedoch eine Tatsache, daß die größten Jazzvokale immer Sänger und Instrumentalisten waren und daß die unerschöpflichen schöpferischen Elemente in ihrem Gesang und Spiel durch das geschaffen wurden, was sie im Laufe des Vortrages zu dem erstellten Material hinzugefügt haben. Auch in dieser Hinsicht erfreut sich der Jazzmusiker einer seinem klassischen Kollegen verweigerten Freiheit. Er kann viel schöpferischer spielen. Es ist durch keine Ehrfurcht vor dem würdigen Komponisten gehemmt. Der Komponist liefert ihm das Rohmaterial. Es ist ihm überlassen, aus diesem Material das zu machen, was er kann und will. So war es auch einmal in der europäischen Musik — bis die großen Komponisten es fertig brachten, Material zu liefern, das zu würdig war,

schwerer gespannt und erwartungsvoll entgegenzusehen hatte.

Die Waldfeier von Wolfsgruben (es erschienen aus jedoch keine Wölfe!) hatten wir Gelegenheit zusammen mit der Landbevölkerung das Abenteuer zu schwängen.

Das Dorfgrashaus war für die Abende bestimmt. Dort sangen wir unsere Heimatlieder mehrstimmig und auch die traditionellen Stollenlieder. Wir waren alle so froh! Das „Gautearnis igitur“ wurde deshalb mit besonderem Nachdruck gesungen. Der ausgespro-

chene Wein trug natürlich auch zur Stimmung bei.

Manche Einzelheit kann und will sich eben doch schriftlich nicht festhalten lassen — sie gehört jedem von uns alleine — hat doch im Grund jeder die fünf Tage auf seine Weise erlebt. Im allgemeinen bin ich aber überzeugt, daß alle von uns befriedigt, gut aufgehört sind oder neuen Lebenszielen und mit einem Gefühl der Freundschaft und der Zusammengehörigkeit von „Himmelfahrt“ wieder zur „Erde“ hinunterfahren. Cornelia Sansone

W O R T W E C H S E L

Diese Rubrik soll als Forum einer offenen Aussprache dienen und einer möglichst großen Zahl verschiedener Stimmen aus der Studentenschaft Gehör verschaffen. Daraus ergibt sich, daß die in diesen Spalten wiedergegebenen Gedanken keineswegs immer mit der Meinung des Vorstandes der Südtiroler Hochschülerschaft übereinstimmen. Die Red.

Klare Begriffe!

Daß die Form der Diskussion ein wertvolles Mittel und eine fruchtbare Methode wissenschaftlichen Arbeitens und kulturellen Bemühens sein kann, wußte bereits der alte Platoniker von Athen. Sie scheint der menschlichen Geisteshaltung auf Grund ihres vorwiegend sukzessiv-diskursiven Charakters und der grundsätzlichen Verweisung des emotionalen Geistes auf das Andere (das letztlich wohl in „dem“ Anderen gipfelt, wodurch allein menschliches Bewußtsein bei sich selber ist und sich selbst besitzt, weiserdigen zu sein. Wir können uns dürfen daher nicht auf sie verzichten. Sie birgt aber immer auch eine Gefahr in sich, der es sehr gewichtig zu sein gilt, soll die Diskussion nicht verflachen, ins Oberflächliche zerfließen und zu einem fruchtlosen Aneinandervorbeireden werden. Diese Gefahr muß nicht etwa bloß in einer eventuellen subjektivistischen Verhaftetheit und Erkenntnistheoretischen oder weltanschaulichen Vorbeisattung der Gesprächspartner liegen, sondern sie kommt oft notwendig von der Sinnhaftigkeit einer Kultursprache und der Vieldeutbarkeit und Unbestimmtheit von Zeichnungen und Formologien selbst. Der selbe Ausdruck hat im Munde des einen oft einen anderen oder weiteren Sinngehalt als in dem der anderen. Die scholastische Philosophie war sich dieser Gefahr bewußt und, um ihr vorzubeugen, verlangte sie grundsätzlich vor der Prötierung eines Problems eine klare Umschreibung des Sinngehalts der in der aufgestellten Behauptung gebrauchten Begriffe. Mag uns heute auch die scholastische Methode als zu statisch und daher teilweise mit Recht als unzureichend erscheinen, im Strahle nach begrifflicher Klarheit können wir vielleicht von ihr lernen.

Eine solche ältere Bestimmung einiger fundamentaler Begriffe und Behauptungen würde — um nun zu unserem eigentlichen Anliegen zu kommen — auch der nun schon länger währenden Diskussion um Bernhard Aulhiers „Kritische Gedanken“ (zu den Meraner Hochschulwochen 1957) sehr bekömmlich sein, um nicht dem nach F. Trank „bedenklichen“ „Zwischen-den-Leiden-herauslesen“ J. Oberrauchs weiterhin zu verfallen. Christ Langer hat („Der Fahrende Sikelast“, 3. Jg., Nr. 2), soviel mir scheint, will auch wieder ihre eigene Terminologie, die mit jener Aulhiers wohl kaum in Beding zu bringen ist, Deshalb scheint es mir sehr wertvoll und der Sache dienlich, wenn B. Aulhier selbst über einige wichtige und von vielen Lesern schonbar mißverständliche Äußerungen in seinen „Kritischen Gedanken“ sich etwas näher erklären würde.

Wenn ich recht verziehe, so züht es Aulhier unter anderem vor allem um zwei Anliegen, bzw. um die Behebung zweier angeblicher Mängel an denen das Südtiroler Kulturbemühen (soweit es sich vor allem in den Meraner Hochschulwochen inkarniert) krankt, die innerlich widersprüchlich verschärfert sind, nämlich:

1. Ein Mangel an (am des Autors eigene Worte zu gebrauchen) „grenzenloser und unbefangener geistiger Aufgeschlossenheit“ bzw. „grenzenloser Fragestellung“, oder denselbe positiv ausgedrückt, „weltanschauliche Inzucht“.
2. Eine Überbetonung der „Katholizität“ der Meraner Hochschulwochen von Seiten der Veranstalter, bzw. davon „Halbung katholisch-konformer Weltanschauung“, derzufolge „ein großer Teil unserer akademischen Jugend unter dem Druck weltanschaulicher Bevormundung leidet und in der Entfaltung ihres geistigen Lebens gehemmt wird.“

Ein Teil der Gesellschaft hat an diesen „Kritischen Gedanken“ Anstoß genommen. Mir scheint jedoch sowohl eine Ablehnung an bloc als auch eine vorbehaltlose Zustimmung verfehlt, und zwar wegen des zu globalen Charakters der aufgestellten Behauptungen selbst. Ein Urteil ist erst dann möglich und sinnvoll, wenn der Autor konkreter aufzeigt, was er im einzelnen mit seinen Behauptungen meint und treffen will. Und da drängen sich dem aufmerksamen Leser eine Menge von Fragen auf, aus denen hier nur einige wenige herausgegriffen seien.

a) Was versteht Aulhier unter „grenzenloser Fragestellung“, bzw. „weltanschaulicher Inzucht“ im konkreten Zusammenhang mit den Meraner Hochschulwochen? Grenzenlosigkeit der Fragestellung kann intensiv oder extensiv gemeint sein. Diese doppelte Grenzenlosigkeit behält innerhalb der Wissenschaften nur der Philosophie, wo bei ihr, allein das Materialobjekt die Gesamtheit des Seienden umfasst (extensive Grenzenlosigkeit) und ihr Formalobjekt gerade das alles Seiende zu einem solchen machenden Sein ausmacht (intensive Grenzenlosigkeit), während alle übrigen Wissenschaften sowohl intensiv in ihrem Gegenstandsbereich als auch intensiv in der Rücklicht ihrer Fragestellung notwendig un begrenzt sein müssen, soll überhaupt eine Pluralität von wissenschaftlichen Disziplinen möglich sein. Nun muß man sich aber vor Augen halten, daß es bei den Meraner Hochschulwochen nicht allein und nicht primär um Philosophie geht, sondern um einen allgemeineren und breiteren wissenschaftlichen und kulturellen Rahmen und eine solche extensive Grenzenlosigkeit läßt sich eben nur sukzessiv aktualisieren und realisieren. Daher wäre vorderhand bloß anzudeuten, ob sich bei den Veranstaltern der Meraner Hochschulwochen wenigstens das Bestreben zu einer solchen sukzessiven Aktualisierung des gesamten Ideals im Verlauf der bisher stattgefundenen Veranstaltungen nachweisen läßt oder nicht, mehr kann für den Anfang nicht gefordert werden. Vielleicht kann aber doch schon die bloße Tatsache des großen Bemühens um das Zustandekommen dieser kulturellen Veranstaltung und die Verteilung der bestell-

ten Referenten vor den gesamten deutschen Kulturraum als ein positives Indiz gedeutet werden.

b) Was nun den zweiten Punkt angeht, so ist es mir nicht recht klar, wann und wo und von wem die Konferenz dieser Veranstaltung überhörtet beteuert worden ist. Falls durch konkrete Beispiele belegt werden können, kann man darüber weiter diskutieren, ansonsten ist das sinnlos. Sollten unter diesen Umständen primär die Referenten gemeint sein, so kann man es einem katholischen Wissenschaftler übersetzen, wie einem nicht-katholischen verboten, seine persönliche Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, es ist ja niemand gehalten, sie zu teilen. Sollten aber damit vor allem jene gemeint sein, denen die Bestellung der Referenten und die Gestaltung des Programms obliegt, so sehe ich wohl ein, daß sie die Pflicht haben, auf die oben besprochene Kulturwelt — wenn wir es so nennen wollen — und auf die Auswahl von erstklassigen und allgemein anerkannten Fachkräften bedacht zu sein, finde aber keinen hinreichenden Grund dafür gegeben, eigens und bewußt nicht-katholische und nicht-christliche Referenten heranzuziehen, falls sie fachlich ihre christlichen Kollegen nicht überlegen. Es müßte denn sein, man könnte nachweisen, daß die katholische Gelehrtenwelt der nicht-katholischen wissenschaftlich im allgemeinen nachstehe, nicht objektiv und unparteiisch arbeite, welcher Beweis aber erst zu erbringen wäre. Primär geht es bei den Mezanen hochschul-

wochen nicht um religiöse und noch weniger um konfessionelle Fragen, wenigstens auch diese in den Rahmen von Weltanschauung und Kultur gehören. Wer noch die religiöse Auseinandersetzung, die heute zweifelsohne auch in unseren Breiten an der Zeit wäre, nicht kann sie anschiefer finden, und es wäre nur zu begrüßen, würde die Abgemerkter das christliche Glaubensgut so gut können, um eine Auseinandersetzung mit ihm und von ihm her mit anderen Standpunkten leisten zu können. Ob allgemein für die christliche und katholische Forschung und Wissenschaft die "Philosophie Wort eine Ascham der Theologie" für und nicht "des wesentliche Fragen" ist nicht mit allem so voraussetzungen, mißverständlichen und undeutlichen Ausdruck eines mittelalterlichen Mönches (als ob das ipso facto auch die offizielle und allgemeine Grundansetzung des Christentums zur Philosophie wäre), sondern aus einer Gesamtuntersuchung und mit greifbaren Tatsachen zu erörtern. Daß es immer wieder Leute gibt, denen es an Aufgeschlossenheit und Sinn gebricht — auch im katholischen Lager — wird kein Mensch auf der Welt bestreiten, es fragt sich nur, ob dies eine ausschließliche und spezifische Familienkrankheit der katholischen Welt ist, oder ob auch Nichtkatholiken dafür anfällig sind. Solange diese und ähnliche Fragen nicht entschieden und geklärt sind, muß daher — und dies ist schließlich den Betroffenen zum Trost gesagt — mit der Verantwortung zu "schwerer Schuld" zurückgehalten werden.

Dr. Heinrich Köster

Leistung und Persönlichkeit

Den müßigen Ausführungen des Kollegen Bernhard Auhler in der Juni-Nummer des "Führenden Skolasten" kann ich nur beistimmen. Er hat die Umstände, die bei uns in Südtirol ein echtes Gespräch so unendlich erschweren, erkannt und offen zugewiesen. Er hat den Leuten, die sich so gerne hinter ihre weltliche Katholizität verschauen, wenn es gilt, den Fortschritt — auf welchen Lebens- oder Wissensgebiet auch immer — hinterzuziehen und zu bekämpfen, ehrlich und treffend seine Meinung gesagt. Er hat durchaus recht mit dem Hinweis darauf, daß so das Gespräch zum weltanschaulichen Disput und zur bloßen Flase entarten muß. Auch die möglichen noch schlimmeren Folgen einer derartigen Gesprächshaltung bedarf Auhler an die geistige und physische Verflechtung des Geistes.

Diese Auswüchse überbotener Katholizität haben sicherlich keine Grundlagen im christlichen Glauben, sie sind viel mehr einem Machtstreben zuzuschreiben, dessen böser Dämon über die christliche Haltung schenkt und die Fundamente vernichtet hat, auf die aufgebaut werden sollte. Denn wozu Christentum kann wohl nur dort und dann verwirklicht werden, wenn eine vorurteils- und bedingungslose (steige Nächstenliebe und eine demütige Gottesliebe das Gemüt bilden und die Tat führen. Von hier aus ergibt sich dann von selbst und zwangsläufig die Einstellung auch zum Nicht-Katholiken bzw. Nicht-Christen: Das rechte Gespräch wird zur innerlichen Notwendigkeit, mag es sich um geistliche oder weltliche Dinge handeln. Der so verstandene religiöse Mensch wird sich der Hilfsmittel und Subjektivität seines Glaubens bewußt sein und von seinem Nächsten nicht dieselbe Haltung fordern. In Wissenschaft, Sozialleben und Politik wird er positive Erkenntnisse und Haltungen befeuern und durchsetzen helfen, weil ihn die Einsicht leitet, daß hier er in der Sache begründeter Antagonismus zu seinem Glauben gar nicht möglich ist. Er wird sich mit dem ansichtsreichen Wissenschaftler und Politiker in der Haltung begegnen, der es um den Menschen geht, um dessen seelischer Wachstum und geistliche Blüte.

Jeder Einsichtsvolle wird zugeben müssen, daß die Leistungen, die einer zum Wohle der Menschheit oder seines Volkes vollbringt, primär seiner Persönlichkeit zuzuschreiben sind und nicht von seinem

religiösen oder weltanschaulichen oder gar konfessionellen Standort abgeleitet werden können. Daß die Persönlichkeit einen Standpunkt in den großen und letzten Fragen des Lebens einnimmt, ist ihr schließlich aufgegeben; aber dieser Standpunkt ist letztlich das Ergebnis höchst persönlicher Erfahrungen und Einsichten. Gewiß ergaben sich dabei in der Regel gewisse Abhängigkeiten, Neigungen und Sympathien im Hinblick auf konfessionelle oder auch parteipolitische Einrichtungen und Strömungen. Die echte Persönlichkeit wird sich jedoch niemals damit begnügen, sich in eine bestehende Ordnung in passiver Weise respektlos einzufügen, sie wird es vielmehr als ihre vornehmste Aufgabe betrachten, zum überkommenen Kulturerbe etwas hinzuzufügen, was ein Wachstum bedeutet.

Und darauf, glaube ich, kommt es an. Wer immer hier Leistungen zu erbringen vermag, ist ein wertvolles Glied der Gemeinschaft, der er angehört, ja der Menschheit. Seine persönliche Weltanschauung sollte uns in der Beurteilung seiner Leistungen nicht allzusehr beeinflussen. In der heutigen Zeit, in der die Menschheit wie noch nie in ihrer Geschichte durch die Entwertung in weltanschaulich feindliche Lager in ihrer Existenz bedroht ist, tut es doppelt not, daß die wahren menschlichen Werte und Leistungen allgemein und vorurteillos anerkannt werden und daß der Kampf der Weltanschauungen und Gesellschaftssysteme in einen friedlichen Wettbewerb überführt werde und nicht zu kategorischen Auseinandersetzungen artete. Nur auf Grund einer solchen Einstellung, die die die Menschen Verbindende stärker betont als die sie Trennende, wird es möglich sein, die Menschheit vor dem Untergang zu retten und den "menschheitlichen" Menschen einer besseren, gesättigteren Zukunft zu schaffen.

Auf dem Weg dahin sind gerade wir Südtiroler weit zurückgeblieben, weil wir uns zu sehr auf das Überkommene beschränken und in unserer kleinen, forsterlosen Welt einkopieren. Da aber die Geschichte nicht stehen bleibt, besteht die Gefahr, daß sie über uns hinwegschreitet.

Geben wir uns nicht der Illusion hin, unser volkisches Probleme helfen sich durch eigenständiges Bohren und Stochern

Zur Problematik der modernen Musik

als daß man damit mehr herumspielen dürfte. In einem gewissen Sinne, schade!

Wenn diese Gedanken und Bemerkungen bezüglich der Natur des Jazz einigermassen zutreffend sind, dann muß es klar sein, daß der Ausdruck Jazz viel weiter zu fassen ist, als der Jazz-Musiker — mit seiner eifersüchtigen Sorge um die Qualität — zugeben möchte. Fast jede charakteristische amerikanische Musik enthält mehr oder weniger den Beat, sowie die lässig schwingende, schwebende Beziehung des Musikers dazu. Es ist diese Eigenschaft des freien Swings, mit seiner Aufforderung zu freier individueller Erfindung, die sich so anziehend empfunden wird und wodurch diese amerikanische Musik in der ganzen Welt geliebt und nachgeahmt wird. Es ist eine freie Musik in einer Welt, die sich nach Freiheit sehnt, und ihre Aufforderung zum freien Gesang findet überall ein Echo in empfänglichen Herzen. Wie ich schon gesagt habe, ist dies charakteristisch für amerikanische Musik im allgemeinen, natürlich einschließlich mancher Musik, die von Jazzmusikern nicht als Jazz akzeptiert wird. Ich möchte daher vorschlagen, daß wir den Ausdruck Jazz fallen lassen, und stattdessen von einer einheitlichen, amerikanischen Musik sprechen, die schon gut auf dem Wege dazu ist, als die eigentliche zeitgenössische Musik des zwanzigsten Jahrhunderts anerkannt zu werden. Was der Jazzmusiker verißt, wenn er den Ausdruck "Jazz" auf das beschränkt, was seinen eigenen Vorstellungen von Qualität entspricht, ist der Umstand, daß diese Musik oder diese Art des Musizierens der Welt mehr als nur ein paar auffallend originelle Künstler gegeben hat. Sie hat der Welt einen Stil gegeben, eine Reihe von Konventionen, die gleichermaßen von den Musikern und den Zuhörern anerkannt und verstanden werden, etwas, was der "ernsten" Musik eines großen Teils dieses Jahrhunderts gefehlt hat.

Wie immer im Rahmen eines Stils, gibt es viele Qualitätsgrade. Wir neigen dazu zu vergessen, daß Bach, Haydn und Mozart einen Stil schrieben, der auch von Hunderten, sogar Tausenden geringeren Komponisten angewendet wurde. Geringe Musik nicht weniger alltäglich, itischgebeteten und volkstümlichen war als das, was der "ernste" Musiker oder Kritiker meint, wenn er heute von der amerikanischen Jazzmusik spricht. Daß amerikanische Musik qualitativ verschieden ist, macht es ihren Verächtern leicht, das Schlimmste über sie zu sagen. Oft haben "ernste" Musiker und Kritiker nur das Alltägliche gehört. Und dies erklärt das Sich-Bemühen des Jazzmusikers, sich und seine Musik vom Alltäglichen zu distanzieren. Aber der Stil bleibt, und er ist wichtiger, als daß es ein paar ausgezeichnete Musiker gibt. Denn ein Stil — eine akzeptierte Rhetorik, ist die Voraussetzung für das Sich-Verständlich-Machen des Künstlers gegenüber seinem Zuhörer. Der "ernste" Komponist von heute hat keinen Stil, wenigstens hat er keinen, der von seinen Zuhörern als solcher anerkannt und verstanden wird. Das ist sein Verhängnis. Der amerikanische Jazzmusiker hat einen. Darin liegt sein Segen.

Den amerikanischen Stil betrachte ich als einen Ausläufer des europäischen. Dieser Stil entsteht aus der Verschmelzung des primitiven Afrika und des kultivierten Europa auf amerikanischen

Zur Problematik der modernen Musik

Reden. Denn was ist das Negro-Spiritual anderes als der europäische Kirchenzang, gefiltert durch die reiche, primitive Phantasie der Negerklaven? Was ist der Blues anderes als das europäische Volkshed oder die Balade, in gleicher Weise gefiltert um in die einzigartige soziologische Umwelt des Negers hinein zu passen? Was war die Jazz Band in New Orleans und Chicago anders als eine ähnlich gefilterte Militär- oder Tanzmusik? Der primitive, aber unendlich einfällreiche und unmittelbare Ausdrucksstil, der in diesen Anfängen geboren wurde, erlebte in den großen Negerbands der dreißiger Jahre — den Bands von Ellington, Lancetera, Henderson und Count Basie — eine merkwürdige Erweiterung und Verfeinerung. Hier wurde der neue Stil, eine Möglichkeit eines neuen Spielart, von Arrangements ausgebaut, die schon „Daphnis und Choe“ gehört hätten. Und in den allerletzten Jahren haben wir in den besten kleinen Combos, wie z. B. das Modern Jazz Quartet, eine Art Jazz-Kammermusik, die sich mit der europäischen des achtzehnten Jahrhunderts vergleichen läßt.

Fast von Anfang an waren viele junge weiße Amerikaner von dieser neuen Musik fasziniert begeistert und intelligent, daß sie sich sofort anschickten, sie nachzuahmen. Aus dieser Nachahmung kamen die weißen Dixieland Bands der zwanziger Jahre, die großen Swing Bands der dreißiger Jahre und die sogenannten „fortschrittlichen“ Combos der Gegenwart. Das war, sozusagen, der echte Jazz, ob Weißer oder Neger. Immer aber gab es Musiker — vor allem weiße —, die diese Musik so zu bearbeiten wußten, daß sie dem weißen Massenpublikum zugänglich gemacht werden konnte. Daher stammt der kommerzielle Erfolgsmusik mancher amerikanischen Jazzmusik, die vom ernstesten Jazzmusiker so heftig als Nicht-Jazz abgelehnt und abgelehnt wird. Daher kommt es aber auch, daß es heute kaum eine populäre Musik gibt, die nicht in irgendeiner Form oder in irgendeinem Grade die amerikanische Mischung von Neger und Europäer darstellt und sich mehr oder weniger jazzartig anhört.

Wenn ich an amerikanische Musik im Rahmen der abendländischen Musikentwicklung denke, so kann ich nicht umhin, gewisse Ähnlichkeiten mit der Situation festzustellen, die in Europa am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vorlag. Ich denke an die Unwahrheit die stattfand, als die begleitete Monodie die große polyphonische Tradition der vorangegangenen Jahrhunderte verdrängte und dadurch die Basis für die harmonische Entwicklung der nächsten dreihundert Jahre festlegte. Damals gab es wieder, nicht so sehr eine neue Musik als eher einen neuen Zugang zur Musik, und doch einem so anders gearteten Zugang, daß europäische Musik nie wieder war. Sie war zwar damit neu, daß eine ganz neue Terminologie ausgearbeitet worden mußte, um ihre Eigenschaften zu beschreiben und ihre Regeln zu definieren. Diese stilistische Revolution ging in Italien vor sich als das Resultat eines Zusammenstoßes einer ausgeprägten, übermächtigen Tradition der Fugender und Niederländer mit der ursprünglichen Musikalität der Italiener. Italien war die Führer dieser neuen Musik. Sie beherrschten anderthalb

bleiben bei der geschichtlichen Vergangenheit ident. Auch hier wird es darauf ankommen, ob wir den lebendigen Anschluß finden an die geschichtsträchtigen Kräfte der Gegenwart: an ihre großen Geisteskräfte in Wissenschaft und Kunst und ihren sozialen Erinnerungswerten.
Joseph Lorggler, Meran

Wir veröffentlichen diese Stellungnahme zu Bernhard Aufblers Artikel „Welches ist das Grundanliegen“, weil sie uns Gelegenheit bietet, der Auffassung entgegenzutreten, daß wir zwar dem Grundsatz der freien Meinungsäußerung nachkämen, doch ohne jemals den vorurteillos Anschauungen unserer eigenen Standpunkt gegenüberzustellen. Eine eingehendere Kritik sei unseren Lesern vorbehalten; wir wollen uns darauf beschränken, die wichtigsten Punkte hervorzuheben, die mit den uns leitenden grundlegenden Prinzipien nicht übereinstimmen.

Wir teilen nicht die in diesem Artikel vertretene Auffassung, daß es keinen „in der Sache begründeten Antagonismus“ zwischen Haltungen, die in Wissenschaft, Sozialleben und Politik vertreten werden, und christlichem Glauben geben könne. Dem Gesagten tut auch die Tatsache, daß der Verfasser des Wort „positiv“ gebraucht hat, keinen Abbruch. Das Wort positiv ist weltanschaulich neutral; ein Kommunist wird zum Beispiel alle Haltungen in Sozialleben und Politik als positiv bezeichnen, die dazu beitragen, seine Ideologie zu verwirklichen. Man kann aber nicht behaupten, daß kein in der Sache begründeter Antagonismus zwischen den Haltungen in Politik und Sozialleben, die ein Kommunist als positiv bezeichnet, und jenen, die zum Beispiel der

Katholik so nennt, möglich sei. Ein Christ der Religion als Privatsache bezeichnet und nicht hilft, das politische und soziale Leben so zu gestalten, daß er seinem Glauben entsprechend leben kann, der begeht eine Sünde. Außerdem sei noch erwähnt, daß jemand keinen Glauben hat, wenn er nicht von jassen objektiver Richtigkeit überzeugt ist; diese Überzeugung gehört wesentlich zum Glauben. Der Gläubige muß das ihm Mögliche tun, um auch den anderen zu überzeugen, doch darf dies nie durch Zwang oder Beeinträchtigung der Freiheit geschehen.

Es ist sicher besser, wenn der Kampf zwischen West und Ost in friedlicher Wettbewerb ausgetragen wird, denn wir wissen nicht, ob wir das Recht haben, die ganze Menschheit zu gefährden, um dem Menschen im Osten die Freiheit zu bringen. Doch wenn vom Osten unsere Freiheit und das Christentum in ihrer Existenz bedroht sind, können wir nicht nur an das Verbindende denken, sondern dann ist es unsere Pflicht, diese höchsten Werte zu verteidigen, denn für einen Christen enthält die Menschheit Wert und Sinn von Gott. Für eine solche Verteidigung muß die freie Welt gerüstet sein, denn es wäre unglücklich, nach dem, was uns bereits die Erfahrung lehrte, uns durch vielleicht nicht richtig genannte Koexistenzangebote des Ostens täuschen zu lassen. Außerdem gehört die Durchführung der Weltrevolution zu den Grundprinzipien des internationalen Kommunismus. Allerdings ist man sich über die Mittel zur Durchführung dieser Idee nicht ganz einig, wohl aber über das Ziel, mit dessen Verwirklichung jede echte Freiheit in der Gesellschaft ihr Ende finden würde.

Die Red.

Philosophie und Wissenschaft

Bei diesem Thema wäre es völlig verkehrt, wollte man den berühmten roten Faden aufspüren, der durch die abendliche Strömung läuft. In den drei großen historischen Abschnitten ist die Beziehung zwischen Philosophie und Wissenschaft völlig verschieden. Nicht genug damit, heute scheint ein neues Kapitel beginnen zu haben.

Die ältesten Philosophen, von denen wir Näheres wissen, beschäftigten sich mit der Natur. Wir nennen sie Naturphilosophen. Sie drangen mit Intuition und Scharfsinn in Gebiete, denen wir heute mit einer gewissen mathematischen Anspannung zu Leibe rücken. Daß ihnen dabei Fehlschüsse unterliefen, mit ihnen keinen Abbruch.

Es ist aber nicht als bösen Geistes Verdienst zu werten, wenn einer, wie z. B. Demokrit, unseren heutigen Weltbild nähergekommen ist. Das ist Zufall, nicht geistes Vorzeichen. Verdienst ist es, diese Mühseligkeit gedacht und durchdacht zu haben. Bei einer Bewertung dürfen wir nicht unser heutiges Wissen in das Denken der Griechen hineinprojizieren. Sonst urteilen wir vorurteilnehmend. Wenn die Naturwissenschaft Einfluß nimmt, so darf es immer nur auf das gegenwärtige Denken sein, nicht auf das vergangene.

Wenn wir bei den Griechen von einem Einfluß der Naturwissenschaften auf die Philosophie sprechen, so ist dies auch nichts anderes, als eine Extrapolation unserer heutigen Begriffe in jene Zeit. Wieviel unterschieden die Griechen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie?

Metaphysik stand nur etwas weiter hinten, auf demselben Bücherbrett.

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten.
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Tugend...
(Faust 4897-4901)

Damals gab es keine Naturwissenschaften. Man hatte sie fallen gelassen. Sie waren wohl auch erschöpft, gegenwärtig in Schwarzkunst. Die Philosophie hatte in der Offenbarung Stoff gefunden, den sie verarbeiten mußte. Unerschöpflichen Stoff! Sie hätte sich wohl daran verbraucht und wäre im Dogmatischen gelandet.

Die Experimentalmethode der Wissenschaft ließ dem menschlichen Geist aus dieser Bahn ausbrechen. Zwischen Offenbarung und Erkennen aber schloß sich eine Kluft zu öffnen. Fürchtete man um den Bestand des Christentums? Noch heute scheint mancher Zeitgenosse Kleingläubig in solcher Denkart zu verweilen.

Es ist bemerkenswert, daß moderne Wissenschaftler den Schöpfungsgedanken durchaus mit ihrem wissenschaftlichen Denken vereinbar halten, daß sie sogar selbständig durch ihre Forschungen dahingelangen; während noch vor wenigen Jahrzehnten eine derartige „Hypothese“ als durchaus unvereinbar mit dem Stand der Wissenschaft abgelehnt wurde.

(Pater Fiac XII,
in einer Ansprache am 22. Nov. 1960.)

I. PHOTOWETTBEWERB

Die Südtiroler Hochschülerschaft schreibt den ersten Photowettbewerb mit freiem Thema aus.

Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L. 12.000 für die schönste Photographie;
2. und 3. Preis: L. 5.000.
- 4., 5. und 6. Preis: L. 3.000.

Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1953 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen sind die Mitglieder der Jury und deren Sekretär.
2. Jeder Teilnehmer kann mit höchstens drei verschiedenen Photographien am Wettbewerb teilnehmen. Es werden nur Schwarzweißbilder berücksichtigt. Das Format der Bilder muß 13 x 24 sein. Papieroberfläche nach freier Wahl (weiß Hochglanz oder ehanois). Die Bilder müssen auf weißem Karton in der Größe 52 (Breite) x 35 (Höhe) aufgezogen werden.
3. Die Lichtbilder müssen anonym durch die Post mit der Angabe Photowettbewerb des Fehrbuden Skolasten an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20, U. Stadt, gesandt werden. Zur Identifizierung muß der Teilnehmer jeder Photo mit einem Motto versehen, die Motte müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Namen und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Dieser Umschlag wird erst bei der Preisverteilung geöffnet. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.
4. Einreichetermin: 15. Dezember 1958.

Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise erfolgt durch einen Dreierausschuß, der wie folgt zusammengesetzt ist:
Dr. Hermann Frass
Johann Gasiner
Enrico Pedrotti.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft bestimmt.
3. Sollten sich bei der Vergebung der Preise Schwierigkeiten ergeben, so können zwei Drittel der Beiträge ex aequo oder in einem anderen, vom Dreierausschuß festzusetzenden Verhältnis unter die Teilnehmer aufgeteilt werden.
4. Die Entscheidungen des Dreierausschusses sind unanfechtbar.
5. Die Schriftleitung des Fehrbuden Skolasten behält sich das Verfügungsrecht über die eingegangenen Photographien vor und ist nicht zur Rückgabe verpflichtet. Für jedes nicht-primierte Bild, das im Fehrbuden Skolasten abgedruckt wird, zahlt die Südtiroler Hochschülerschaft 500 Lire als Dankeschönvergütung.
6. Die Uebersetzung der Preise selbst erfolgt im Dezember im Rahmen einer Feier.

Die Kluff hat sich wieder geschlossen. Offenbarung und Erkennen können einander nicht widersprechen. Der Satz des Logikers ist vom Empiriker bestätigt worden.

Deshalb dürfen wir sagen, es ist einseitig und veraltet. Abendland gleich Christentum zu setzen. Der Humanismus, dieser wesentliche Faktor im Werden des Abendlandes, ist keine Antithese zum Christentum, keine moderne Kezerei mehr.

Heute zeichnet sich eine andere Gefahr ab: die des Spezialistentums. Der Wissenschaftler sieht sich vor die Alternative gestellt, sein Wissen zu erweitern, oder zu vertiefen. Aber es bleibt nicht oder begrenzt. Er muß das mit in Kauf nehmen. Problematik unserer Zeit. Wie können wir aus diesem Dilemma herauskommen? Wir können uns nicht mit der Hoffnung begnügen, daß hervorragende Geister trotz allem ein unfassbares Wissen sich anzu-eignen instande sind.

Die Antwort? Wenn es schon eine Antwort gäbe, wäre die Frage nicht gestellt worden. Eine gültige Antwort wird sich wohl finden, aber, lieber Leser, nicht an dieser Stelle. Walter Ohnst!

ACHTUNG!

Bezugsbedingungen

Der „Fehrbuden Skolast“ wird nicht mehr einzeln abgegeben, sondern nur im Abonnement. Frühere Nummern werden nachgeliefert.

JAHRESABONNEMENT (mindestens 6 Nummern) 500 Lire, bei Versand ins Ausland 600 Lire.

Bestellungen nehmen unser Sekretariat, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II und alle „Athesia“-Buchhandlungen entgegen - Einzahlungen auf Postkontokorrent Nr. 14/1177.

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Walter Scheibel, Schriftleiter, Alfred Pichler, Herausgeber, Südtiroler Hochschülerschaft, Druck: Athesia, Bozen. Erscheinungsort: Bozen P. St. 07/56. Datum vom 13. Juni 1958.

Die Problematik der modernen Musik

F Jahrhunderte lang die weltweite musikalische Entwicklung in ganz Europa. Die neuen Ausdrücke waren italienisch, die gleichen sogar, die sich bis heute für jede Musik rein europäischer Abstammung behaupten konnten. Italienische Musiker durchzogen ganz Europa, und aus ganz Europa kamen Musiker nach Italien, wo sich in dieser neuen musikalischen Mode auszubreiten. Darunter waren auch Deutsche, wie Händel und Schütz, die den italienischen Samen an deutschen Boden verpflanzten. Allmählich ging die Führung an die Deutschen über und so entstand die Blütezeit europäischer Musik, wie sie in den Werken von Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Wagner, Brahms, Bruckner und Strauß verkörpert wurde.

In der amerikanischen Musik finde ich eine ähnliche Dynamik, wenn auch noch nicht einen gleichzusetzenden Geist. Die amerikanische Musik wirkt unmittelbarer und — im besten Sinne des Wortes — volkstümlicher. Nur in der neuesten und — meines Erachtens — gar nicht der besten, Jazzmusik spielt der Intellekt jene vermittelnde Rolle zwischen Impuls und Ausdruck, die er in der europäischen Musik seit zwei Jahrhunderten gespielt hat. Die amerikanische Musik behält zwar die Skalen und die harmonische Grundstruktur der europäischen Musik bei, aber sie stellt auch eine Rückkehr zu den ewigen ethischen Werten dar, d. h. zum Konzept der Musik als lyrische Erweiterung der Sprache. Nach dem unermesslichen Anspruchslos, die die europäische Musik seit Wagner und Strauß sowohl an den Komponisten als auch an den Zuhörer gestellt hat, ist eine solche Rückkehr so radikal, daß man wieder von einem neuen Zugang zur Musik sprechen muß. So ganz anders ist dieser Zugang als der bisherige, daß zum ersten Mal seit dem siebzehnten Jahrhundert eine neue Problematik erfunden werden mußte, um die Absichten und Methoden des Musikers in der mündlichen Sprache verständlich zu machen. Wie die Sprache der europäischen Musik italienisch war, so ist die Sprache der amerikanischen Englisch. Sie wird ohne Übersetzung von Jazzmusikern in der ganzen Welt angewendet und verstanden. Wie die alten Italiener, sind auch die neuen Amerikaner überall hingezogen, um Beifall und Geld zu ernten — — und um Schule zu machen. Wie einst die übrigen Europäer nach Italien kamen, kommen heute Europäer, Asiaten, Afrikaner und Australier nach Amerika, um sich an der Quelle der neuen Musik anzubahnen. Einige sind dort geblieben, andere haben die neue Musik mit nach Hause gebracht.

Wenn das, was ich hier, hoffentlich mehr in spekulativer als in polemischer Form, vorzutragen habe, eine einigermaßen zureichende Übersicht über die „Problematik der modernen Musik“ darstellt, dann meine ich, daß es wohl unter der Mode dieses Zusammenstoßes fällt: „Tradition und Fortschritt“. Denn keiner von uns soll zu vergessen, daß Amerika im Grunde eine Erweiterung Europas auf einem neuen Kontinent ist, und daß hier keiner der Grundzüge der amerikanischen Kultur gänzlich von seinem europäischen Ursprung abtrennen ist. Ich habe versucht zu zeigen, daß amerikanische Musik mehr europäisch als afrikanisch ist, obgleich wir dem Afrikaner für das zu danken haben, was die amerikanische Musik am grundlegend-

Zur Problematik der modernen Musik

sten von der europäischen unterscheidet. Daß sie für so viele Europäer so anziehend ist, beweist, daß sie der zeitgenössischen Europa ebenso unsperrlich wie der heutigen Amerikaner. In der gleichen Weise sprach die neue indische Musik den siebzehnten Jahrhunderte für Deutsche, Franzosen, Engländer und sogar Russen. Daß die europäische Tradition in der neuen amerikanischen weiterlebt, kann nicht bezweifelt werden. Und ganz gewiß ist da ein Fortschritt, wenn wir uns Fortschritt über die Vorwärtsbewegung denn als Verbesserung denken. Nichts ist gewonnen, wenn man behauptet, daß die beste amerikanische Musik einen Fortschritt gegenüber Bach und Beethoven darstellt. Das ist nicht der Fall. Gewonnen wird aber ebenso wenig, wenn man sie abtut, nur weil sie das europäische Meisterwerk nicht gleichzusetzen ist. Ein Meisterwerk aber ist die krönende Blüte, nicht das Merkmal einer Epoche. Das Merkmal ist ein allgemein verständlicher allgemein anwendbarer Stil. Und genau das, und nicht mehr, glaube ich in der amerikanischen Jazz-Musik gefunden zu haben. Die Frage, ob dieser Stil auch noch große Meisterwerke der Komposition hervorbringen wird, kann keiner von uns beantworten. Trösten wir uns lieber mit dem Gedanken, daß wir uns doch -- vielleicht -- einer eigenen zeitgenössischen Musik erfreuen dürfen.

Es bleibt noch zu sagen, daß ein gewisser Dualismus unser Musikleben voraussichtlich noch viele Jahre beherrschen dürfte. Es gibt noch viele Millionen Zuhörer in Europa und Amerika und anderswo, die die ältere europäische Musik vorziehen und die neuere amerikanische Musik nicht akzeptieren können. Solange es solche Zuhörerschaften noch in solchem Umfange gibt, werden die Meisterwerke des europäischen Repertoires noch einen wichtigen Platz in unseren musikalischen Leben einnehmen. Aber ich bezweifle, daß neue Musik, im Rahmen der streng europäischen Tradition, je in der Lage sein wird, mit den Meistern zu konkurrieren. Unsere neue amerikanische Musik hat ihre eigenen Zuhörer. Ich möchte die Vermutung zu äußern wagen, daß junge Komponisten mehr und mehr versucht sein werden, für die neue Zuhörerschaft zu schreiben, und wenn sie das tun wollen, müssen sie auch in der Sprache dieser Zuhörerschaft schreiben.

END

Zimmervermittlung in Wien

Durch das Entgegenkommen der Zentrale der Österreichischen Hochschülerenschaft in Wien ist es der Südtiroler Hochschülerenschaft möglich, Studenten und besonders Maturanten, die in Wien studieren, ein Zimmer zu vermitteln.

Interessenten mögen sich bis spätestens 16. September 1958 im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerenschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II melden.

Sie müssen angeben: die Hochschule, an der sie studieren, bzw. sich inskribieren; die gewünschte Preislage (zwischen 200 und 450 Schillingen) und ob sie ein Einbett- oder Zweibettzimmer wünschen.

MATURANTENBERATUNG

In der Zeit vom 3. bis 5. Oktober 1958 veranstaltet der Landesausschuß Bozen und die Südtiroler Hochschülerenschaft zusammen eine Laufbahnberatung für die Maturanten Südtirols. Wie wir schon in der letzten Nummer angekündigt haben, findet diese Beratung in Form eines dreitägigen Seminars statt, bei dem Universitätsprofessoren und erfahrene Persönlichkeiten Südtirols über die Probleme innerhalb der verschiedenen Fakultäten sprechen werden. Außerdem werden Hochschüler der verschiedenen Universitätsorte anwesend sein, um Auskünfte über Unterkunftsbedingungen, Lebenshaltungskosten usw. zu erteilen.

Die Vorträge und Diskussionen finden im Petrusaal des Südtiroler Kulturinstitutes, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20, II. Stock, statt.

Unterkunft und Verpflegung werden den Maturanten kostenlos zur Verfügung gestellt; um dafür rechtzeitig Sorge tragen zu können, wird gebeten, die Anmeldungen innerhalb des 16. September an den Landesausschuß Bozen, Assessorat für Schul- und Kulturwesen, zu richten. Anreisetag für auswärtige Teilnehmer ist der 2. Oktober; abends, Beginn der Vorträge am 3. Oktober um 9 Uhr vormittags.

Falls nicht alle drei Tage der Veranstaltung interessiert ist, in der Anmeldung anzugeben, an welchen Tagen die Teilnahme gewünscht wird.

Die Tagesordnung sieht folgende Vorträge und Diskussionen vor:

Erster Tag

Vormittag: Begrüßung, Programmfolge und Tagungsplan. — Berufsbild des Philosophen: Charakteristik der philosophischen Fakultät und des philosophischen Denkens überhaupt. — Der Lehrberuf an Mittelschulen und Gymnasien.

Nachmittag: Diskussion über die Studien- und Berufsmöglichkeiten an der philosophischen Fakultät. — Der Priesterberuf. — Diskussion.

Zweiter Tag

Vormittag: Der praktische Arzt: Berufspersönlichkeit. — Der Facharzt: Beruf und wissenschaftliche Arbeit. — Der Apotheker. — Diskussion über Berufsmöglichkeiten auf medizinischem Gebiet.

Nachmittag: Richter. — Staatsanwalt. — Rechtsanwalt: Berufspersönlichkeit. — Wirtschaftsjurist. — Notar. — Steuerberater. — Verwaltungsjurist und Beamter. — Diskussion über juristische Berufe.

Am Abend findet eine gemütliche Zusammenkunft statt.

Dritter Tag

Vormittag: Wesen und Eigenart des Studiums der technischen Fächer unter Berücksichtigung eines bestimmten Fachgebietes (Bautechnik, Elektrotechnik, Maschinenbau). — Forst- und Bodenkultur. — Diskussion über Studium und Berufsmöglichkeiten auf technischem Gebiet.

Nachmittag: Das Wesen des akademischen Studiums: Persönlichkeit und Aufgabe des Akademikers. — Abschluß.

Neben der laufenden Beratung besteht ständig die Möglichkeit, die Berufsberatung bzw. Studienberatung zu beantragen.

Universität München:

Es ging um ein Zitat von Horaz

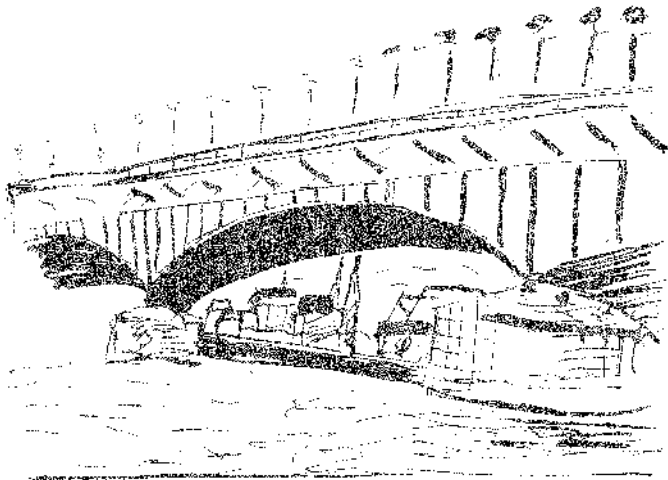
Während des vergangenen Wintersemesters wurde der Lichthof der Universität, der in den Kriegstagen schwer beschädigt worden war, renoviert. Bei diesen Arbeiten wurden auch wieder die alten Gitter, in die lateinische Sprüche eingeschrieben sind, neu gestrichen angebracht. An einem dieser Gitter (allgemein: Adlegitter genannt) konnte man unter anderen folgenden Spruch von Horaz entdecken: „Dulce et decorum est pro patria mori“. Einige Tage später bogab sich eine Gruppe von Studenten zum Rektor, um gegen die Neumbearbeitung dieses Spruches zu protestieren. Dem Spruch, so wie man ihn verstehen kann, korrigierte Allgemeinlichkeit zu, im Gegenteil sei er für alle, die in der unseligen Vergangenheit dem Mißbrauch dieses Leitsatzes durch eine Diktatur zum Opfer gefallen waren, anstößig. Dazu befand sich der Spruch an jenem Ort, von wo aus die Geschwister Scholl ihre Flugblätter gegen Unfreiheit und Terror eines Regimes in den Lichthof abwarfen und bald darauf des Tod der Freiheitskämpfer sterben mußten. Dieser Spruch an dieser Stelle sei ein unwürdiges Gedenken der Opfer der Widerstandskämpfer.

Bei einer stündlichen Vollversammlung der Studentenschaft vermittelte schließlich Prof. Klingner (Vorstand des Seminars für klassische Philologie) und machte den Vorschlag, durch neuen Spruch anzubringen, der inhaltlich dem Horazischen entspreche und zugleich den Toten ein Andenken setze.

Inzwischen ist dieses Gitter fertiggestellt worden und so lesen wir jetzt: „Mortuorum Virtute Tenemur“.

Peter v. Heilberg

Hochschüler! Maturanten!
Werdet Mitglieder der
Südtiroler Hochschülerenschaft!



Rheinbrücke
bei Bonn

BONN

Bundesdorf! Dieses Wort aus dem Munde eines Berliners könnte bei manchem Besucher der Hauptstadt ein ironisches Lächeln hervorlocken, die alleingesessenen Rheinländer aber ihren rheinischen Humor vergessen lassen. Dabei ist die Bezeichnung nicht einmal so falsch!

Der Berliner, etwas unzufrieden mit der neuen Heimat, mal aufgebracht, weil die Hauptstadt Deutschlands in ein romantisches und verträumtes Provinzstädtchen verlegt worden ist, würde wohl kaum nach der alten Hauptstadt zurückwollen. Im Rheinland geht's ihm gut; er stimmt oft recht eifrig mit, wenn nach hitzigen Debatten der Beschlus gefaßt werden soll, weitere Regierungsgebäude zu errichten. Eigenartig genug, daß eine ironische und wegwerfende Gebärde eine Metamorphose zur Metropole hin ableiten kann.

PADUA

Der bereits langgehegte Wunsch unserer Hochschulgruppe, einmal in einer geschlossenen Gruppe einen netten Ausflug zu machen, sollte sich am Sonntag, 11. Mai, verwirklichen. Reiseziel war die altrömische Stadt Ravenna, früher an der blauen Adria gelegen, heute aber infolge der dauernden Materialanschwellungen der dort mündenden Flüsse acht Kilometer vom Meer entfernt.

Ein unfreundlicher und düsterer Schleier des so unbeliebten Industrienebels lag gespensterhaft über Padua und Umgebung, als wir uns in den frühen Morgenstunden am Bahnhof trafen. Dessen ungeachtet waren alle lustig und munter, und während wir über Rovigo und Ferrara durch die im Vorsommer prangende Poebene fuhren, rissen allmählich die Nebelschichten entzwei und in Ravenna empfing uns ein sonnig warmer Maiersonntag. Nach kurzem Besuch in „S. Giovanni Evangelista“, wo wir auch die hl. Messe hörten, begann dann unsere Besichtigung dieser Stadt, die so reich an Kunstwerken aller Art ist.

An dem wichtig-massiven Bau von „S. Apollinare Nuovo“ mit seinem herrlichen Glockenturm und seinen in Gold prangenden Mosaiken vorbei gelangten wir zur monumentalen Ruine des „Theodischpalastes“. Am „Grabmal Dantes“ ließen wir uns vom Genius dieses gro-

genübliche und liebenswürdige Menschen, da und tun alles, um eine letzte Umstülpung der Dorfdenkmal ihres geschätzten Bonn zu verhindern. Die Universität unterstützt diese bewahrenden Bestrebungen der Bürgerschaft weitgehendst. Sie hat nämlich von allers her das unverbriefte Recht, im Poffelsdorfer Park eine Kuh nach Belieben weiden zu lassen.

Auch wenn das ländliche Bonn, so leid's uns tut bei dieser Erwägung, in Neonlicht fliehen sollte, wird sich sein von den Jahrhunderten geprägter Charakter den Ansprüchen einer modernen Metropole und Hauptstadt nicht ganz beugen, solange die Universitätskub einmal im Jahr, am „dies academicus“ auf dem Anger in Poffelsdorf brüllt.

So behalten die Rheinländer ihren Humor; der Berliner aber hegt die Hoffnung, dem Träger dieses unsterblichen Humors das Gras zu verleiden.

den Florentiner Dichters überschatten, um dann in „S. Vitale“ und am „Grabmal der Galla Placidia“ die Krönung byzantinischer Baukunst und Mosaikmalerei zu bewundern.

Müde vom dauernden Gehen und Stehen und vorläufig mit neuen Kunststeinbrücken überhäuft, setzten wir uns in ein nicht allzuatures Lokal, um dort das Mittagessen einzunehmen. Gestärkt durch eine etwas schwache Portion „pollo“ war nun das etwas außerhalb der Stadt gelegenen „Grabmal des Theodench“ unser nächstes Wanderungsziel. Mit seiner aus einem Monolithen gehauenen, 300 Tonnen schweren Kuppel, die heute leider einen gewaltigen Sprung hat, erweckt dieses Bauwerk nach wie vor Bewunderung und Staunen. Zum Abschluß des Tages machten wir noch einen kurzen Abstecher zum etwa fünf Kilometer entfernten Dörfchen Classe, um dort das größte Bauwerk Ravennas, „S. Apollinare in Classe“, zu besichtigen.

Gegen 7 Uhr abends war Abfahrt in Classe und nach kurzem Zwischenaufenthalt in Ferrara kamen wir gegen halb elf Uhr an unserem Hochschulort an. Müde und abgekämpft, aber froh, im Kreise der Kollegen einen schönen und gerühmten Tag verlebt zu haben, konnten wir uns am Bahnhof mit dem Wunsche, nächstes Jahr wieder eine nette Gemeinschaftsfahrt zu veranstalten.

Auch in der alten, ehrwürdigen Universitäts von Bologna studieren Südtiroler Hochschüler, die in einer losen Gruppe unter Leitung Carl Eyzers zusammengeschlossen sind. Es ist von unserer Hochschulgruppe nicht viel zu erzählen, da sie nicht organisiert ist wie die von Donstruck, das (Musterbeispiel) für unsere Südtiroler Hochschüler. Nachweisbar ist nur, daß wir uns, wenn Peter Montroye zu Besuch kommt, in der Villa Favorita von Frau M. C. Doppl-Baer treffen, einander gut verstehen, uns untereinander aussprechen und am nächsten Tag in der Mosten Kapelle von S. Stefano unsere Messe feiern. Das ist nachweisbar, alles andere nicht, eben weil es nicht organisiert ist, aber vielleicht ist es gerade deswegen so schön und ersprießlich.

Mir ist es lieber, von Bologna selbst zu erzählen, das ist weniger verflüchtig. Bologna ist der Einwohnerzahl nach eine Großstadt, aber sie ist noch nicht vom großstädtischen Getriebe aufgelesen worden, sie trägt während ihre provinzielle Prüfung zur Schau. Das zeigt sich an den Häusern, den Menschen; man hat die Erde nicht vergessen, diese fruchtbare rötliche Erde der emilianischen Tiefebene. Man freut sich an Blumen, am Grün, man freut sich am Leben. Letzteres ist es vielleicht, was man zum Ueberbegriff kü-er könnte. Man ist lebhaft, kordial und aufgeschlossen, man hat mannigfaltige Interessen, man liebt Geselligkeit, Wein und gutes Essen und man liebt und verwöhnt auch die Kinder. Es gibt Leibgerichte, die man nur in Bologna essen sollte: lasagna al forno, tortellini, ravioli alla bolognese, pollo al carboncio, dazu Lambrusco, pinot und schäumend und dennoch schwer wie Oel.

Und am Abend, wer etwas auf guten Ton hält, trifft sich mit seinen Freunden, mit seiner Familie unter dem Pavaglione, und wenn es nicht anders sein soll, als um spazieren zu gehen. Man liebt schöne Kleider, schöne Frauen, man liebt den Geruch von Kaffee und Parfüm. Wir sind in Herzog Bologna vor uns die Piazza Maggiore und S. Petronio, der frühgotische Dom, steigt man die Treppen zum großen Portal empor, sieht man auf den Palazzo Re Enzo und die Fontana del Nettuno (Neptunbrunnen), den barocken Lebensgefühl aus Stein, hinunter, Bologna ist keine tote Vergangenheit, alles ist pulsierendes Leben, warme Terracotta und Tauben, Zeitungsverkäufer und Traumbahnen, die nach allen Richtungen ausströmen, Kirchen und Markthallen, alte Paläste und Stadtmauern, verdeckte Rostereien und viele Vieh, die man aufspüren muß, um den Bolognesern zu begegnen, einfach, aber liebe Menschen, die das Leben lieben, und mit viel Sinn für Humor. Sie sind nur wie die frühgotische Bauweise, schaffensfreudig und zielstrebig wie die Gotik und erdverbunden und etwas behäbig wie die Romantik, so wie die Wahrzeichen der Stadt, der „Naldino“, und „le due torri“. Aber das kann man nicht beschreiben, das muß man an sich erfahren; eine Einladung an alle, auch unsere Hochschulgruppe und Bologna einmal zu besuchen. I. M.

MÜNCHEN

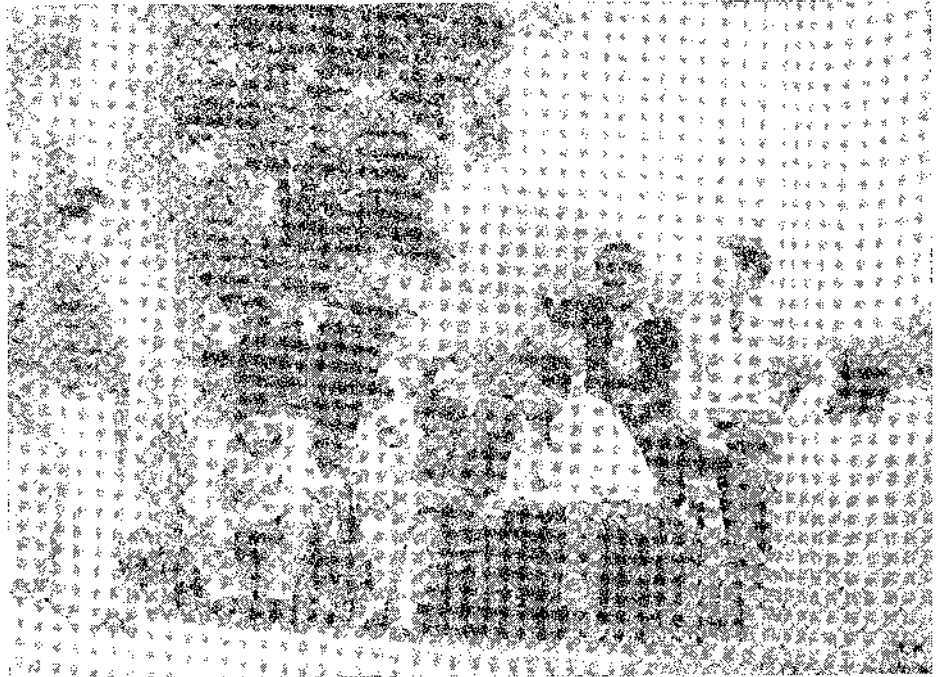
Anfang Juli endlich konnte die Hochschulgruppe München ihren lang geplanten Ausflug veranstalten. Leider waren auch diesmal einige Hochschüler verhindert aufzufahren, aber unser klei-

ner Miet-VW-Bus war dann doch vollbesetzt. Das Wetter schenkte im letzten Wochenende uns wieder einen Streich zu spielen, aber wir würden doch im Laufe des Tages für unsere Zuversicht mit Sonnenschein belohnt.

Unsere Fahrt führte uns auf der Olympiastraße zum Starnbergersee nach Weilheim. Dort blieben wir kurz an, um uns diese alte, schöne Stadt anzusehen. Weilheim war nicht nur zu alten Zeiten ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt an der Römerstraße, sondern sie erlebte als typische Stadt der Klosterkultur, besonders im Barock, eine große Blütezeit und nur viele Künstler hervorgebracht, die nicht nur für fremde Herrscher arbeiteten, sondern auch ihrer eigenen Stadt wertvolle Kunstschätze hinterließen.

Nach diesem kurzen Aufenthalt erreichten wir bald unser erstes Reiseziel, die Wallfahrtskirche in der Wies. Sie liegt wie ein ruhender Schwanz auf einer großen Anhöhe, die zum Wieshof in Steingaden gehört. So schlicht und einfach die Außenarchitektur wirkt, so verblüffend und unerwartet überwältigend ist der Innenraum. Der Rausch von Licht, von Farben und dem bewegten Ornament in einem so durchgegliederten, ovalen Raum ist ein Loblied auf die Größe und Herrlichkeit Gottes. Dominikus Zibersmann schuf die Wallfahrtskirche in knapp zehn Jahren. Aus seiner bäuerlichen Frömmigkeit verbunden mit einseitiger Genialität und aus einer eigenartigen Begabung für die Durchbildung von Bau und Schnitzkunst glückte ihm das berühmteste Werk des barocken. Es wurde oft versucht, das Geheimnis der Wieskirche zu entschlüsseln, aber man kann das Wunder nur erleben. Nicht beschreiben. Auf unerklärliche Weise wirken Maße und Spannungen des Inneren auf den Besucher und faszinieren ihn. Er fühlt sich aufgenommen und geborgen in diesem lichten, zarten und zierlichen Raum und „hier ruht das Herz an“, wie der Abt von Steingaden, der Erzbischof, in einer stillen Stunde mit seinem Ring in ein Fenster geritzt hat.

Noch unter dem Eindruck dieses Erlebnisses setzten wir unsere Fahrt fort.



Die Hochschulgroupe München bei ihrem Sommerausflug

um in die schönste Gegend Bayerns zu gelangen. Gegen Mittag waren wir in Hohenschwangau bei Füssen. Wir nahmen ein kräftiges Frühstück im Freien ein und stiegen dann auf das Schloß Neuschwanstein. Neuschwanstein, als Sommerresidenz der bayerischen Könige gedacht, verdankt wir den romantischen Neigungen König Ludwig des II. von Bayern, der es nach dem Vorbild der Wartburg erbauen ließ. Der stilisierte Bau mit seinen zahlreichen Türmen und Giebeln und die prächtige Einrichtung entsprechen zwar nicht mehr ganz unserem Geschmack, aber das Schloß in seiner einzigartigen Lage mit seinem Blick auf den Alpsee und die Fönatschlucht ist sehenswert. Bei der Führung durch die Königszimmer, die

mit Bildern aus der deutschen Sage und dem deutschen Mittelalter geschmückt sind, fanden besonders die Bilder aus dem Leben Walthars von der Vogelweide unser Interesse. Nach der Besichtigung machten wir vom Schloß aus eine Wanderung zu dem genannten Alpsee hinunter und waren am Spätnachmittag wieder in Hohenschwangau. Dort genehmigten wir uns eine erfrischende Stärkung, die uns nach dem Marsch und all dem was uns der Verbindungsmann in seinem „epischen Drang“ im Laufe des Tages vermittelt hatte, sehr wohl tat.

Als wir uns dann im spendlichen München wieder trennten, waren wir alle der Meinung, daß wir zusammen einen schönen Tag verbracht hatten.

P. v. H.

Südtirol-Reiseführer

Mai's Auslandsaschenbücher, Nr. 14: Südtirol, von Albin Nasser. Verlag „Volk und Heimat“, Buchheimstr. vor München.

Provinzialverband für Fremdenverkehr Bozen-Boson Kennel zu sehen Südtirol? — Führer durch die Provinz Bozen. Text M. Caminiti, Art. Grafiche R. Manfredi, Bozano

Gleichzeitig erscheinende Bücher über denselben Gegenstand laden zu Vergleichen ein, die die Eigentümlichkeit der Arbeiten erkennen lassen und den Grund für eine kritische Bewertung legen. Die Betrachtung der bibliographischen Ansätze allein schon läßt ahnen, welcher Art die Unterschiede sind.

Mai's Auslandsaschenbücher stellen eine Modernisierung eines alten Typus der Reisehandbücher dar, der verbreitet war. Die Buchdecker die Sehenswürdigkeiten mit Sternchen zu versehen begannen. Nicht um das, „was man gesehen haben muß“, geht es hier, den orientierten und sachkundigen Verfassern, sondern um das, was man wissen muß, um vom Aufenthalt in fremdem Land wirklichen Gewinn

zu ziehen. Nicht an den vom Sozialtourismus angeschwommenen oder von mondänen Fremdenverkehrsredatoren angelegenen Büchlein Besucher wendet sich das Buch, sondern an den Lernbegierigen, Aufwachen, wenn er die Orte in Augenschein nehmen oder die Reise nur im Geist vollziehen. Aber selbst der Tunnelwaise wird dieses neue Südtirol-Handbuch als wertvolle Bereicherung seiner heimatländlichen Büchersammlung beistimmen. Es bietet einen von Zahlen, graphischen Darstellungen und bildern anreichten Ueberblick über die geographischen Gegebenheiten, des Passlandes, seinen historischen und künstlerischen Reichtum, der in der festen Verwurzelung im deutschen Kulturraum und den zugleich starken Beziehungen zum Süden sein charakteristisches Merkmal hat; man erhält Einblick in die Eigenart der Bevölkerung und in die Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Breiten Raum nehmen die Gegenwartsfragen ein. Eine schlichte, klare Sprache gibt den Ausführungen auch äußerlich den Charakter der Zuverlässigkeit und Objektivität, den die Darstellung inhaltlich auch sein nicht verliert, wenn „heiße Eisen“ angegriffen und damit unvermeidlich polemische Töne angeschlagen werden. Fehler, wie z. B. die Überschrift „Donnerkruz-

gang in Brione“ über der Abbildung eines Gemäldes von St. Prokulus in Saturns, gehören zu den Schlimmsten des Druckfehlerkatasters oder fallen wenig ins Gewicht, wie die Verwechslung von „Provinz“ mit „Gerichtstanz“ Cavalese auf S. 118. Für den praktischen Gebrauch enthält das Handliche, mit einem dauerhaften abwuschbaren Kunststoffumschlag versehene Büchlein Hinweise über Verkehrsverbindungen, Grenzformalitäten, Lebenskosten, Kleidung, Schutzstätten u. dgl.; ferner wichtige Anschriften (die der auf S. 161 erwähnten Südtiroler Hochschülerschaft reich), ein italienisch-deutsches Ortsnamenverzeichnis, und im Anhang ein Verzeichnis von Hotels, Pensionen und Herbergen sowie eine — allerdings nicht sehr befriedigende — Karte. Der Reiseführer ist in verkleinertem Maßstab etwa das, was vor zwanzig Jahren das große Alpenvereinswerk über Südtirol gewesen ist; ein unentbehrliches Nachschlagewerk über unser Land.

Unschätzbar erscheint uns dagegen die vom Bozener Fremdenverkehrsamt herausgegebene Broschüre in keiner Weise gut, sie setzt sich auch ein anderes Ziel, sie stellt einen der üblichen Führer durch die einzelnen, dem Fremdenverkehr zugänglichen Gegenden dar. Oder vielmehr sollte darstellen, denn das Minimum von Zuverlässigkeit und Gediegenheit, das man auch von einer Fremdenverkehrsbroschüre fordert, wird bei weitem nicht erreicht.

Es ist gewiß ein zarter Gedanke, den Einzelbeschreibungen einen allgemeinen Teil voranzuschicken, eine Einführung und einen Übergang. Dessen Einleitung entbehrt jedoch die späten Proportionen und der Logik. So findet der erstarrte Leser eine ellenlange Abhandlung eines italienischen Gletscherforschers über die „verdienstlichen Folgen der Vergletscherung“ mit einer eingehenden Beschreibung sämtlicher in der Provinz Bolca vorhandenen Gletscher einschließlich des Schneefeldes am Monte Pasia in der Gletschergruppe (S. 14-27), sucht aber vergebens etwas über die einzelnen Gebirgsgruppen der Dolomiten. Dabei steht dieser Name groß auf dem Umschlag! Neu wird dem Leser auch sein, daß die Berge der Nordkette aus Granit-Schiefer bestehen (S. 11). Unter Nordkette versteht man nämlich im deutschen Sprachraum die Kaisalpen nördlich von Innsbruck. Bei näherem Zusehen erweist sich das seltsame Geschie als der Glimmerschiefer der Zentralalpen.

Überhaupt spürt man auf jeder Seite die Unzulänglichkeit solcher Übersetzungen aus dem Italienischen. Die existierende Sprache des wahrscheinlich recht schwangvoll amulierenden Urtextes wirkt im Deutschen unerträglich schwulstig und unecht. Mit einem „beim Anbruch des rosenschoten erglühenden Rosengartens“ gerade „das Herz aufgehen“ ist unsere Bevölkerung wirklich so mystisch veranlagt, wie sie der Verfasser im Abschnitt über die „Flora des Tiroler Eislandes/Südtirols“ (S. 6) schreibt: „wie hegt eine tiefe Liebe zu diesen farbubuntten Geschöpfen Gottes“. Auch der Fauna wird eine ähnliche Stillschreibung angedreht: „Der braune Käse, der sich vorwiegend um ... Trentino aufhält, gibt sie und zu auch kurze Gastspiele im Tiroler Eisland/Südtirol (stagnant lichte etwa — wird nicht auch dem Meister Pelz die Autorensgesellschaft auf dem Pelz rücken?“

Die biologische Lage des Kulturmenschen

Wenn des Menschen Hand ordnend ins natürliche Geschehen eingreift, so sind die Ergebnisse oft sehr überraschend. Der Grund liegt meist darin, daß der Mensch vielfach von den Zusammenhängen des Lebens wenig ahnt und weiß. Besonders der moderne Mensch scheint wenig für diese Erkenntnis übrig zu haben, da doch gerade jetzt der Biologieunterricht eine recht nebengeordnete Stellung einnimmt und von Unterrichtsbehörden einiger Länder sogar gekürzt wird.

Schon längst wurde von Biologen aufmerksam gemacht, daß in der Natur ein Gleichgewichtssystem vorhanden ist. Gerade deshalb wäre es unsinnig, ein Lebewesen für sich allein zu betrachten; man muß es vielmehr im Zusammenhang mit der Umwelt sehen. Wenn nur einer der Faktoren von außen her geändert oder beeinträchtigt wird, kommt es zu einer Störung des Gleichgewichts.

Es wäre nun sehr anschaulich, einige Beispiele aus der Tier- und Pflanzenwelt zu schildern, die eindeutig zeigen, daß die Störung dieses Gleichgewichts durch den Menschen katastrophale Auswirkungen hat, daß bei der Änderung auch nur eines einzigen Faktors der ganze Komplex von Lebewesen gestört ist und ein neues Gleichgewichtssystem gesamt werden muß. Ich möchte mich hier aber beschränken auf das Gleichgewicht Mensch und Umweltfaktoren und dabei zeigen, daß der Mensch nicht willkürlich in die Naturgesetze einzugreifen kann, sondern als ein Teil von ihnen diese berücksichtigen muß.

Der Mensch gehört wie jedes andere Lebewesen in einen bestimmten Lebensraum, den Biotop, und zu seiner Lebens-

Man könnte trotz allem aber behauptet von Scheitersichtigen sprechen, wenn da nicht noch ein anderes übersehen würde: der chauvinistische Geist, der den Verfasser besiedelt. Bezeichnend ist, daß im äußerst schwachen geschichtlichen Teil auf die Grenzen von Tirol setzt Neapel folgt (ih. wahrscheinlich nicht aus Platzmangel sondern wohl eher damit die Tatsache nicht erwähnt zu werden braucht, daß Südtirol über fünf Jahrhunderte lang unter habsburgischer Herrschaft stand. Die vier Jahre, während dem der südliche Teil Tirols zum Königreich Italien gehörte (1810-1814), sind jedoch gerichtlich vermerkt. Der Gipfel der Geschmackslosigkeit wird jedoch im Kapitel über Kunst und Künstler erreicht, wo es am Schluß wörtlich heißt: „In der Bildhauerei zeichnete sich der Künstler (1848) vornehmlich Pilsbader aus, dessen Kunst nach an Wiener Tradition gebunden war, während beim künstlerischen Nachwuchs der wohlwärtige Einfluß der wieder aufzunehmenden Verbindung mit der italienischen Tradition spürbar ist.“ oder schimmert durch die Zeilen die bekannte Inschrift am Stigedenkmal: „Tunc caeteros excolimus“ selbst ein Denkmal anmaßender Unvernünftigkeit.

Der Provinzialverband für Exkursionsverkehr hängt von der Region ab hätte nicht ein Regionalrat, auch ein italienischer, der gewiß kostspielige Drucklegung eines so rühmlichen Werkenens verhindern können?

In diesem Zusammenhang muß wieder einmal darauf hingewiesen werden, daß nicht schlechten Übersetzungen des Doppelgängigkeit nicht Gezüge sollen wird. Deutschsprachige Veröffentlichungen insbesondere aus dem Gebiet der deutschen Sprache gestaltet dem Interesse und den Anforderungen deutscher Leser angepaßt sein.

R. S.

Dascheis, wenn er krank wird. Die Aerie vermögen zwar dank der großen Leistungen der Medizin der Menschen meist zu heilen, können ihn aber nicht gestärker machen. Wir sind stolz auf die Überwindung schwerer Seuchen und Krankheiten und trotzdem hat sich unser allgemeiner Gesundheitszustand verschlechtert. Neurotische Störungen, Appetitstörungen, Schlafschwierigkeiten sowie Unruhe sind oft die Folgen. Wir müssen immer besser erkennen, daß auf den Menschen mit seinem Geist, seiner Seele und dem Körper alle von außen kommenden Einflüsse wirken, daß der Mensch nicht isoliert dasteht, sondern ein Teil in der ihn umgebenden Natur ist. Der Mensch hat durch den Kontakt mit der Natur verloren, nicht Fehler in der Landschaft und schließlich fehlt ihm oft der Sinn für reine Flüsse und gesunde Wälder. Mit dem Verschwinden ökologischer Zusammenhänge hat der Mensch auch seine Sicherheit gegenüber dem Nahrungsmittel eingebüßt. Die biologische Situation des Menschen ist also gestört und folglich entsprechen sich diese Veränderungen vor allem auf die drei Grundfunktionen des Lebens: Stoffwechsel, Reizbarkeit und Fortpflanzung.

Eine biologische Gesamtschau BEM also klar erkennen, wie sehr viele Vorgänge ineinander verflochten sind und zeigt dabei, daß aus einer Gesamterkenntnis heraus Abwehrkräfte erwachsen müssen. Es müssen die Lebensfaktoren verbessert werden und der einzelne muß sein Verhalten in weitgehender Übereinstimmung mit der Umwelt bringen. So scheint mir die Hauptaufgabe des Biologieunterrichtes darin zu bestehen, den Schülern Einblicke in die Zusammenhänge des menschlichen Lebens zu vermitteln, um gesundes Leben zu erhalten und zu fördern.

Peter Ortner

Sportliche Veranstaltungen der Südtiroler Hochschülerschaft

Nachdem die Teilnehmer an der Rittner Studententagung schon öfters an sonntäglichen Nachmittagen das malerische geliebte Schwimmbad im Oberbozener Badesee hatten, fand endlich am letzten Tag der Tagung der Schwimmwettbewerb in Freistil- und Brustschwimmen statt. Unter dem aufmunternden Zurufen der Kollegen und Kolleginnen zeigte eine beachtliche Schar von Hochschülern ihre Leistungen.

Hier die Ergebnisse:

Damen (25 m Brust):

1. Langer Verena 21,5; 2. v. Poggenburg Chärlie und Pusini Monika ex aequo 23,2; 4. Wilhelma Katrin 23,4; 5. Vieller 24,3; 6. Langer Christl 25,0.

Männer (50 m Freistil):

1. Kauer 37,2; 2. Loggin 43,8; 3. Forsterl 44,3; 4. Pan 46,8; 5. Bräcker 52,4; 6. Steinberger 53,0.

Männer (50 m Brust):

1. Komenator 42,4; 2. Pan 44,4; 3. Erlischer 44,8; 4. Sever Hugo 45,2; 5. Kauer 47,3; 6. Steibagger 51,0; 7. Forsterl 55,1; 8. Oberst 58,2; 9. Haager 1:00,3.

Als beste Staffel erwies sich die Kombination Wien/Graz, welche die 4x25 m in 1:20,4 Minuten durchschwamm.

Unser besonderer Dank sei an dieser Stelle noch Herrn Dr.-Ing. Molzner ausgesprochen, der den Teilnehmern in entgegenkommender Weise Eintritts-

Karten zu ermäßigten Preisen zur Verfügung stellte

Einen Tag später, am 1. August, fand bei glühender Hitze auf dem Deutscher-Sportplatz das erste Leichtathletiktreffen der Südtiroler Hochschülerschaft statt. Es war ein schöner und wirklich sportlicher Wettstreit, bei dem man nicht nach Spitzenleistungen trachtete, sondern einfach sportelte. Die meisten Hochschüler trafen in mehreren Disziplinen an und holten sich eine der wirklich schon ausgeführten Erinnerungsmedillen.

Über die Ergebnisse:

100 Meter:

1. Schwienbacher Helmut . . .	12,2
2. Gädner Otto . . .	12,9
3. Cuzzetti Casar . . .	12,4
4. Bonell Klaus . . .	12,6
5. Knoll Josef . . .	13,1
6. Kauer Georg . . .	13,2

Hochsprung:

1. Schwienbacher Helmut . . .	1,30 m
2. Mantinger Hermann . . .	1,60 m
3. Kauer Georg . . .	1,60 m
4. Oberhofer Hermann . . .	1,85 m
5. Fink Richard . . .	1,35 m
6. Tappeiner Robert . . .	1,50 m

Weitsprung:

1. Rimpl Rudi . . .	5,79 m
2. Mantinger Hermann . . .	5,76 m
3. Wulfstüler Alfred . . .	5,36 m
4. Fink Richard . . .	5,24 m
5. Torggler Popi . . .	5,20 m
6. Pan Christoph . . .	5,10 m

Kugel:

1. Rimpl Rudi . . .	11,78 m
2. Mantinger Hermann . . .	10,76 m
3. Oberhofer Hermann . . .	10,83 m
4. Kofler Herbert . . .	10,33 m
5. Schwienbacher Helmut . . .	10,23 m
6. Fohl Burckhardt . . .	10,09 m

1500 Meter:

1. Bonell Klaus . . .	4.32,5
2. Fohl Burckhardt . . .	4.42,5
3. Tappeiner Robert . . .	5.31,4
4. Albet Markus . . .	5.21,5

Staffette 4 x 100 m:

1. Florenz mit Torggler, Werth, Oberhofer, Rimpl 48,4;
2. Wien mit Kofler, v. Brattenberg, Knoll, Schwienbacher 59,5;
3. Padua mit Gädner, Tappeiner, Kauer, Fiel 52,2.

NÜTZLICHE ADRESSEN

Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II, Tel. 24-6-14; Amtszeit: Montag bis Freitag von 18 bis 18 Uhr.

Ausschriften des Vorstandes:

Wärndle Wilfried: Präsident und Pressereferent. Heimatanschrift: Kastelruth Nr. 3.

V. Hallberg Peter: Vizepräsident und Referent für Internatspenden. Heimatanschrift: Eppan, Krenhof, Kreuzstein 18.

Cesutti Manjan: Referent für die Meraner Hochschulwochen. Heimatanschrift: Bozen, Diazstraße 97.

Seyringer Hugo: Referent für andere Vereinsangelegenheiten. Heimatanschrift: Bozen, Maastr. 5.

Silbernsagl Hans: Referent für besondere Vereinsangelegenheiten. Heimatanschrift: Bozen, St. Anton 1-3.

Hager Oswald: Referent für kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen. Heimatanschrift: Bozen, Wangergasse 16.

Programm der Meraner Hochschulwochen 1958

Die Meraner Hochschulwochen finden dieses Jahr vom 31. August bis zum 11. September statt. Das Leitthema heißt:

„WISSENSCHAFT UND WERT“

Die Eröffnungsfeier findet am Sonntag, dem 31. August, um 10 Uhr mit den Begrüßungsausreden und dem Eröffnungsvortrag von Univ.-Prof. Dr. Euseb Topitsch, Wien: „Vom Wert des wissenschaftlichen Erkennens“ statt.

Die Vorlesungszyklen der ersten Woche lauten:

Univ.-Prof. Dr. Josef Dehnböck, Bonn: „Grundfragen einer politischen Ethik“;
Univ.-Prof. Dr. Hermann Kuntzsch, München: „Probleme der liter. Wertung“.

An den Abenden finden folgende Vorträge und Veranstaltungen statt:

31. August: Gesellschaftsabend der Teilnehmer:

1. Sept.: Landeshauptmann Dr. Josef Klaus, Salzburg: „Grundwerte der abendländischen Geschichte“;
2. Sept.: Univ.-Prof. Dr. Feder Steiner, München: „Wesen und Unwesen des Films“;
3. Sept.: Univ.-Prof. Dr. Albert Watschitzky, Innsbruck: „Weite der antiken Kunst“;
4. Sept.: Univ.-Prof. Dr. Johannes Fischl, Graz: „Geschichte des Roman“;
5. Sept.: Prof. Dr. Adolf Rott, Direktor des Burgtheaters, Wien: „Das Burgtheater Erbe und Aufgabe im europäischen Raum“.

Die Vorlesungszyklen der zweiten Woche lauten:

Staatssekretär Dr. Bruno Kreisky, Wien: „Erscheinungsformen des modernen Sozialismus“;

Univ.-Prof. Dr. Pascual Jordan, Hamburg: „Voraussetzungen der modernen physikalischen Erkenntnis“.

An den Abenden finden folgende Vorträge und Veranstaltungen statt:

6. Sept.: Burgtheaterabend: Franz Grillparzer: „Sappho“;
7. Sept.: Studienfahrt nach Innichen — Sexten — Dolomiten; Führung: Univ.-Prof. Dr. Friedrich Metz, Freiburg;
8. Sept.: Ing. Guntram Hämmerle, Dornbirn: „Wort und Verantwortung des Eigentums“;
9. Sept.: Dichterlesung — Karl Heinrich Waggerl liest aus eigenen Werken;
10. Sept.: Univ.-Prof. Dr. Hermann Aubin, Freiburg-Hamburg: „Raum, Volk und Geschichte“;
11. Sept.: Abschiedsabend.

Anmeldungen und Auskünfte im Sekretariat des Südtiroler Kulturinstitutes, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II, Tel. 25-8 73.

Hochschüler und Mitarbeiter, die an den Meraner Hochschulwochen nicht teilnehmen, erhalten Eintrittskarten für die erste Aufführung der

„SAPPHO“

am 6. September 1958, zu 50% iger Ermäßigung. Die Interessenten möchten sich innerhalb 4. September beim Südtiroler Kulturinstitut durch Einzahlung des Betrages vormerken.

Christ Walter: Finanzreferent. Heimatanschrift: Bozen, Talbergasse 4.
Kubasner Stephan: Referent für Auslandsstipendien. Heimatanschrift: Sels, Heßhof 15.

Selva Hermann: Vorstandsssekretär und Mitarbeiter für sportliche Angelegenheiten im Referat für gesellschaftliche Veranstaltungen. Heimatanschrift: Kaltern, Kastlerstr. 3.